Christen *heute* 2020/10

Christen*heute*

DIE ALT-KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND + 64. JAHRGANG · OKTOBER 2020

Klerikalismus

3 Zwischen Skylla und Charybdis
von Sebastian Watzek

5 Oben und unten
von Brigitte Glaab

7 Priesterlose Atheisten
von Gerhard Ruisch

9 Alt-katholische Geistliche tragen keine Zöpfe
von Francine Schwertfeger

11 Ein Kleriker namens Taube
von Harald Klein

18 Alle gute Gabe
von Jutta Respondek

34 Debatte zur Liturgie
von Hans-Erich Jung und Walter Jungbauer

40 Wir stehen auf den Schultern von Verbrechern
von Francine Schwertfeger

80 Jahre Taizé

80 JAHRE NACH GRÜNDUNG DER *Bruderschaft von Taizé* am 20. August 1940 hat deren Prior, der römisch-katholische **Frère Alois Löser**, das Erbe seines Vorgängers **Frère Roger Schutz** (1915-2005) gewürdigt. Taizé hat sich im Laufe der Jahrzehnte zu einem spirituellen Zentrum für Jugendliche und Familien in ganz Europa entwickelt. Von Anfang an hatte Frère Roger den Wunsch, die Suche nach Einheit in den Mittelpunkt der Gemeinschaft zu stellen, sagte Frère Alois. Dabei betonte er, dass das Streben nach Einheit unter den Christen kein Selbstzweck sei, sondern ein Zeugnis des Evangeliums und ein Faktor des Friedens für die ganze Menschheit. Das sei heutzutage bedeutender denn je.

Unterstützung für Kirchenasyl

DER HAUPTGESCHÄFTSFÜHRER DES römisch-katholischen Hilfswerks *Misereor*, **Pirmin Spiegel**, hat der Äbtissin der fränkischen *Benediktinerinnenabtei Maria Frieden* in Kirchschletten (Bayern), **Mechthild Thürmer**, den Rücken gestärkt. Die Ordensfrau, der wegen der Gewährung von Kirchenasyl eine Gefängnisstrafe angedroht wurde, stehe für eine Kultur und eine Kirche des Hinsehens und der Solidarität, erklärte Spiegel. Genau so eine Kirche wünsche er sich, die gegen eine Globalisierung der Gleichgültigkeit angehe, wie es **Papst Franziskus** angemahnt habe. Die 62-jährige Benediktinerin hält weiter am Kirchenasyl fest, obwohl sie der Beihilfe zum unerlaubten Aufenthalt angeklagt ist. Sie würde notfalls auch ins Gefängnis gehen. Der von ihr beschützten Kurdin drohe die Abschiebung nach Rumänien. Es geht um Menschenleben, um die Zukunft junger Menschen, sagte die Ordensfrau. Diese könne sie im konkreten Fall nicht opfern, nur weil sie selbst sich in einer juristischen Auseinandersetzung befinde.

Hambuger Erzbischof Heße für Debatte zu Frauenordination

DER HAMBURGER RÖMISCH-KAtholische Erzbischof **Stefan Heße** hat sich für eine offene Debatte über die Zulassung von Frauen zum Weiheamt in seiner Kirche ausgesprochen. Auch mit dem 1994 veröffentlichten Schreiben von Papst **Johannes Paul II.** zum Ausschluss des Frauenpriestertums sei die Angelegenheit nicht erledigt. Die Diskussion ist nach wie vor da, sie ist lebendig, und sie ist durch ein Papier nicht zu ersticken. Laut Heße gibt es viele neue Argumente, die miteingebracht werden müssten. Der Hamburger Erzbischof ist Mitglied des *Forums Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche* beim Synodalen Weg. Auch die Münsteraner Theologin und Vorsitzende des Frauen-Forums, **Dorothea Sattler**, äußerte Zweifel an der Verbindlichkeit des Schreibens von Johannes Paul II. Laut Sattler sind diejenigen, die das Bestehende bewahren möchten, beim Synodalen Weg in der Minderheit.

Weihnachtsgottesdienste im Zirkuszelt oder auf dem Friedhof

UM ZU WEIHNACHTEN TROTZ DER Corona-Schutzmaßnahmen möglichst vielen Menschen die Teilnahme an Gottesdiensten zu ermöglichen, denkt die *Evangelische Kirche im Rheinland* über Alternativen zu Feiern in Kirchen nach. „Es gibt viel Fantasie", sagte der rheinische Präses **Manfred Rekowski**. „Eine Gemeinde wird für den Heiligen Abend ein Zirkuszelt mieten, eine andere plant, die Gottesdienste ökumenisch auf einem Parkdeck anzubieten." Er selber überlege, mit seiner Gemeinde in Wuppertal einen Gottesdienst auf dem Friedhof feiern, sagte Rekowski. „Wir müssen in alle Richtungen denken, um niemanden abweisen zu müssen." Normalerweise kommen nach seinen Worten an Heiligabend etwa 700.000 Menschen in die evangelischen Gottesdienste im Rheinland, durch die Corona-Auflagen wäre jedoch nur Platz für jeden Dritten. „Wir müssen also kreativ werden."

Synodaler Weg: Rolle der Frau steht im Zentrum der Diskussion

DIE ROLLE DER FRAUEN IN DIENSten und Ämtern der Römisch-Katholischen Kirche steht aus Sicht der Vize-Präsidentin des *Zentralkomitees der deutschen Katholiken*, **Karin Kortmann** im Zentrum der Diskussionen des innerkatholischen Reformdialogs. „Die Zukunft der Kirche wird sich an der Frauenfrage entscheiden", so das Mitglied des Präsidiums des sogenannten Synodalen Wegs. Neben den bisherigen Erfahrungen mit der Corona-Pandemie steht die Diskussion über die Rolle der Frau in der Katholischen Kirche und die Sexualethik im Zentrum des Reformdialogs, auf den sich die Deutsche Bischofskonferenz und das Zentralkomitee geeinigt hatten. Am Ende des Dialogs sollen konkrete Beschlüsse und Reformen stehen.

Evangelische Landeskirche rehabilitiert NS-verfolgten homosexuellen Pfarrer

ALS BUNDESWEIT ERSTE KIRCHE hat die *Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO)* einen NS-verfolgten homosexuellen Pfarrer öffentlich rehabilitiert. In einem Gedenkgottesdienst in der Berliner Immanuelkirche verlas der Bischof der EKBO, **Christian Stäblein**, am 1. September eine Erklärung der Kirchenleitung, mit der das öffentliche Ansehen von Pfarrer **Friedrich Heinrich Klein** wiederhergestellt wurde. Der 1905 in Homburg (Saar) geborene Klein war in der Nazizeit Anfang 1943 als Pfarrer der Berliner Immanuel-Gemeinde wegen Homosexualität von dem damaligen kirchlichen Konsistorium der Mark Brandenburg entlassen worden. Der Zeitpunkt der öffentlichen Rehabilitierung Kleins am 1. September ist kein zufällig gewähltes Datum. Vor 85 Jahren, am 1. September 1935, verschärften die Nazis den Paragrafen 175 Reichsstrafgesetzbuch. Er stellte seit 1872 sexuelle Handlungen zwischen Personen männlichen Geschlechts unter Strafe. Abgeschafft wurde er in der Bundesrepublik erst 1994.

fortgesetzt auf Seite 39 →

Titelbild: www.mycollarsandcuffs.com

Zwischen Skylla und Charybdis

„Zu sehr“ Amt oder „zu sehr“ Person

VON SEBASTIAN WATZEK

Bei seiner Heimkehr aus dem Trojanischen Krieg auf dem Weg nach Hause zu seiner geliebten Frau Penelope und zu seinem Sohn Telemachos muss der König Odysseus von Ithaka mit seinen Gefährten eine sprichwörtliche „Odyssee“ mit allerlei Gefahren und Hindernissen überstehen. Auf seiner rund 10-jährigen Irrfahrt kommt Odysseus eines Tages an der Straße von Messina mit zwei Seeungeheuern in Kontakt: Skylla und Charybdis. Beide besetzen jeweils einen Teil der Meerenge und es gibt sozusagen kein schadloses Entrinnen. Skylla hat sechs Köpfe und frisst alles und alle auf, welche in ihre Nähe kommen. Charybdis saugt dreimal am Tag das Meereswasser ein, um es danach brüllend wieder auszustoßen. Schiffe, die in diesen Sog geraten, gehen unter.

Klerikalismus mit ins Boot geholt

Wenn ich über das Thema Klerikalismus schreibe, muss ich sofort an Skylla und Charybdis denken. Vor allem im katholischen Raum ist dieses Thema sehr sensibel und mit allerlei positiven wie negativen Emotionen besetzt. Ein vermintes Gelände wie die Meerenge von Messina. Denn wie Odysseus und seine Gefährten sitzen wir sozusagen in einem Boot: katholisch gesehen – und in anderen Kirchen und Konfessionen auch – ist unsere Art von Kirchesein schon von sich aus klerikal verfasst! Der römisch-katholische Pastoraltheologe und Pastoralpsychologe Rainer Bucher der Universität Graz weist darauf hin, dass der Klerikalismus seine Ursprünge in der Spätantike hat. Als das Christentum Staatsreligion wurde, verfestigte sich der innerkirchliche Staatsunterschied zwischen dem Klerus und den Laien immer mehr. Zudem beanspruchte die Kirche damals eine Herrschaft über die Gesellschaft. Wenn wir uns als Alt-Katholiken und als eine bischöflich-synodale Kirche definieren, welche sich ja vor allem an der Alten Kirche als Vorbild orientieren will, nehmen wir den Klerikalismus als eine kirchliche Struktur sozusagen mit ins Boot, ob wir es nun wollen oder nicht.

Bischöflich-synodal oder „nur“ synodal?

Es ist mir natürlich bewusst, dass es sich bei dem Thema „Klerikalismus“ vor allem um die Ablehnung einer irgendwie gearteten Vorrangstellung von Klerikern – also Bischöf*innen, Priester*innen und Diakon*innen – innerhalb der Kirche gegenüber dem „normalen Gottesvolk der Laien“ handelt, welches in der Vergangenheit und teilweise auch noch heute mit einem klerikalen Führungsanspruch und mit Bevormundung einhergeht. Vor allem deshalb ist aber wichtig, sich vor Augen zu führen, dass eine katholische Kirche wie die unsere auch klerikal verfasst ist. Gegenbeispiele wären die Schwesterkirchen protestantischer Tradition, wo es kein Weihepriestertum gibt bzw. alle Christen „ihr eigener“ Priester oder „ihre eigene“ Priesterin sind (mal etwas sehr vereinfacht und salopp formuliert).

Sebastian Watzek ist Pfarrer der Gemeinde Kempten

Foto: Johann Heinrich Füssli, „Odysseus zwischen Skylla und Charybdis“. Aus Wikipedia.

Aus diesem Grund halte ich es für nicht zielführend, wenn Klerikalismus bei uns Alt-Katholiken nun pauschal abgelehnt werden würde. Dann müssten wir auf einer Synode eine Kirchenreform einführen, in der wir dann aber auch konsequent das „bischöfliche Element“ als Teil der Hierarchie und des Klerus abschaffen müssten. Aber soweit muss es ja gar nicht kommen. Wichtig ist ja eher, wie wir mit dem Klerikalismus umgehen und ihn ausfüllen können.

Zwei Sackgassen: Konservative Skylla (AMT) und liberale Charybdis (PERSON)

Aus meinen bisherigen kirchlichen Erfahrungen kenne ich vor allem zwei Wege, um mit dem Klerikalismus umzugehen. Und schon mal vorweg: Ich finde sie beide nicht zielführend. Es handelt sich dabei um den konservativen wie auch den liberalen Klerikalismus.

Bei der konservativen Skylla sind das Amt und seine damit verbundenen Ansprüche und sein Selbstverständnis zu sehr im Vordergrund. Oftmals hatte ich das Gefühl, dass der Mensch, der jeweilige Mann (in den meisten Fällen natürlich) sich hinter dem Priester und der Amtskirche versteckt. Die Rolle macht sozusagen den Priester. Hat man sich davor noch ganz normal unterhalten, scheint sich die Person beim Gang in die Sakristei zu verwandeln: gefühlt unnahbarer mit einem salbungsvollen, klerikalen Singsang und Sprachduktus. Dazu natürlich noch eine felsenfeste Meinung und Unnachgiebigkeit in dem, was die heilige Mutter Kirche von uns will oder eben nicht. Die bevorzugte Theologie bzw. Ideologie hinter all dem ist das Weihepriestertum, das den Priester ja auch seinsmäßig (ontologisch) verändert.

Dieser konservativen Skylla steht die liberale Charybdis gegenüber. Ich bin in meinem Leben vielen Priestern – ob Diözesanpriestern oder Ordensleuten – begegnet, die betont „normal“ auftraten: nah bei den Menschen, ohne Priesterkleidung oder Priesterkragen, weil das ja distanzierend und abschreckend wirken könnte. Von ihrem Selbstverständnis her sind alle Christen gleich und alle haben mehr oder weniger die gleichen Rechte und Pflichten.

Leider war es aber dann doch oftmals so wie bei der dystopischen Fabel *Animal Farm* („Farm der Tiere“) von George Orwell, dass diese liberalen Priester und Ordensleute doch gleicher waren als andere. Viele beklagten sich über kirchliche (konservative) Würdenträger und Hierarchie im Allgemeinen und sahen nicht, was für Machtmenschen sie eigentlich sind und wie „klerikal“ sie anderen etwas vorschreiben oder nur ihre Meinung gelten lassen. Einige konnten sehr schön den Priester oder Oberen raushängen lassen, wenn es darauf ankam: von hinten durch die Brust ins Auge. Da war von der zuvor propagierten Freiheit für alle nur noch wenig zu spüren.

Bei diesen beiden Spielarten des Klerikalismus sind meiner Ansicht nach zwei Identitäten zu stark überbetont: das Amt, die kirchliche Struktur/Institution oder die Person selbst – oft verbunden mit einem starken oder sogar übertriebenen Personenkult. Auch bei uns in der Alt-Katholischen Kirche nehme ich zuweilen eine sehr starke Pfarrer(in)zentrierung bei den Gemeindemitgliedern wahr! Für mich ist das klar ein klerikales Verhalten.

Die kirchliche Meerenge überwinden: Identitätskrise und Identitätsverlust

Odysseus hat mit seinen Gefährten nur unter Verlust die Meerenge von Messina überwinden können: Sechs Gefährten wurden von Skylla gefressen und Charybdis erholte sich gerade von dem letzten Einsaugen. So konnten die anderen in diesem Moment weiterfahren. Aber ohne Schaden und Verlust ging es nicht. Und den Schaden haben die Kirche und ihre Teilkirchen schon: In unserer heutigen Zeit hat sie einen unglaublichen Identitäts- und Vertrauensverlust erlitten – nicht zuletzt wegen der Missbrauchsfälle. Kein anderer Berufsstand stellt sich selbst so sehr in Frage wie der des Priesters oder der Priesterin – zumal in einer Zeit, in der Institutionen generell an Einfluss und Ansehen verlieren. Früher war es klar, was einen Kleriker/eine Klerikerin ausmacht. Heute ist das bei Weitem nicht mehr so. Nach Rainer Bucher bestimmen die Priester heute nicht mehr, wie die Laien leben sollen, sondern die Gesellschaft bestimmt jetzt selbst, ob sie mit Priestern überhaupt etwas zu tun haben will!

Einen Ausweg aus diesem ganzen Dilemma zwischen der konservativen Skylla und der liberalen Charybdis sehe ich darin, anders auf das Priesteramt und vor allem auf Gott zu blicken. Es geht heute vielleicht gar nicht mehr darum, welche „besonderen“ Vollmachten ein Priester oder eine Priesterin durch die Weihe hat bzw. welchen „besonderen Draht“ zu Gott sie ausmacht. Ob geweiht oder nicht, ob (christlich) religiös geprägt oder säkular: Wir alle sind Suchende auf unserem Weg.

Und ich bin fest davon überzeugt, dass sehr viele Menschen Erfahrungen mit Stille machen wollen, in die Gegenwart kommen möchten – ob im Alltag, in einem sakralen Gebäude, in der Natur, in einer Gemeinschaft. Bei dieser Suche brauchen sie Menschen, die eine spirituelle Power haben, die im guten Sinne Leader sind, die ihnen eine Vision vermitteln können, eine Erfahrung mit der göttlichen Gegenwart, die alles ist, mit Wahrheit, mit Selbsterkenntnis. In dem göttlichen Mysterium, das wir leben, atmen, das uns alle im Innersten verbindet, das sich in uns lebt und ausdrücken will.

Vielleicht war „der Fehler“ früher, Gott als rein extern und ein fernes Gegenüber aufzufassen, zu dem nur „besonders“ auserwählte und geweihte Menschen Zutritt haben. Wenn wir aber leben und vermitteln können, dass das göttliche Nichts (Meister Eckhart) überall ist, braucht es diese Mittlerfunktion nicht mehr. Wohl aber Menschen, die es selbst erfahren haben und diese Erfahrung spürbar ausstrahlen. Solche Männer und Frauen werden immer etwas zu sagen haben und werden immer Menschen finden, welche sie auf ihrem Weg hin zu Gott begleiten.

Denn Gott ist nicht „nur“ oder „besonders“ in der Eucharistie zu finden. Das wäre für mich eine Trennung in sakrale und nicht sakrale Räume, die ich nicht mehr so nachvollziehen kann: Gott sei besonders hier anwesend, und diese Begegnung gäbe dann Kraft für unseren „gott-losen“ Alltag. Vielmehr drücken Sakramente für mich das aus, was schon immer da ist: Gott in allem. Wenn diese Identität das Fundament ist, kann eine Kirche klerikal verfasst sein oder nicht: Skylla und Charybdis haben wir dann schon längst hinter uns gelassen! ■

Oben und unten

Brigitte Glaab ist Priesterin im Ehrenamt in der Gemeinde Aschaffenburg und Frauenseelsorgerin des Bistums

„Bei euch aber soll es nicht so sein“

VON BRIGITTE GLAAB

Bei einem Vortrag über Liturgie zitierte ein römisch-katholischer Hochschulseelsorger seinen Weihbischof, der bei der Visitation in einer Gemeinde gesagt habe: „Es tut mir leid, es gibt in unserer Kirche oben und unten. Ich bin oben, Sie sind unten. Und dabei bleibt es.“

Der Vortragende meinte dazu, das sei ein bisschen brachial formuliert, aber „wir denken in der Kirche immer in einer Struktur“. Und dieser Struktur entspräche zum Beispiel die Bedeutung der Gemeindeantwort auf die Zusage des Priesters „Der Herr sei mit euch“. „Und mit deinem Geiste“ bedeute nämlich, dass die im Namen Jesu Christi versammelte Gemeinde dem Priester sage: „Du hast das priesterliche *Pneuma* (griechisch für Geist), du bist der Apostel, den der Bischof konsekriert hat und den die Kirche bestimmt hat für diese Aufgabe“. „Wer nicht geweiht ist“, so führte er weiter aus, „wer also diesen apostolischen Auftrag nicht hat, hat da vorne nichts zu melden“. Für mich ist das Klerikalismus in Reinform.

Von klerikalen Priestern fernhalten

Eine ganz andere Sprache spricht der Pastoraltheologe Rainer Bucher in einem Interview. Klerikalismus beginnt seiner Meinung nach dort, wo ein Priester primär an sich interessiert ist und nicht am Volk Gottes, zu dem er gehört und für das er da ist. Historisch entstand der Klerikalismus laut Bucher in der Spätantike, „als das Christentum die dominante Religion wurde und sich der Statusunterschied zwischen Laien und Klerikern immer mehr verfestigte“.

Heute sieht er die Problematik eher in der Tatsache, dass Priester in der Gesellschaft nicht mehr automatisch diesen besonderen Status haben, was auch mit einem Machtverlust einhergeht. Zumindest ein kleiner Teil der Priester reagiere darauf mit einer „klerikalen Schließung“ und entwickle „eine Selbstherrlichkeit und Selbstbezogenheit, um mit den eigenen Identitätsproblemen fertig zu werden“. Oft führe das dazu, dass Laien abgewertet und Ämter und Dienste der Kirche gegeneinander ausgespielt werden.

Auf die Frage, was man gegen den Klerikalismus tun könne, antwortet er: „Man muss dem Klerikalismus entgegentreten, wo man ihn trifft. Ansonsten sollte man sich als Laie von klerikalen Priestern schlicht fernhalten. Das nimmt ihnen den Resonanzraum, den sie so dringend brauchen. Und klerikale Priester tun einem schlicht nicht gut. Gott sei Dank gibt es ja auch andere.“ Um dem Klerikalismus zu begegnen, brauche das Volk Gottes eine viel größere Freiheit, das konkrete Miteinander in der Gemeinde an den Charismen orientiert selbst zu regeln.

Bei euch soll es nicht so sein

> *Bei euch soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, soll der Diener aller sein.*

So steht es in Matthäus 20,26, kürzer auch bei Markus und Lukas. Bei euch soll es nicht so sein wie bei den Herrschern, die die Menschen unterdrücken. Ihr sollt nicht die ersten Plätze beanspruchen und keine und keiner von euch soll sich für etwas Besseres halten. Zu diesem Punkt brauchten offensichtlich auch die Leute im engeren Kreis um Jesus eine Belehrung. Und da es so überliefert wurde, scheint es auch ein Thema in den frühen Gemeinden gewesen zu sein. Für Standesdünkel sollte in einer christlichen Kirche kein Platz sein.

Foto: hans-juergen, „.....the world is upside down....“, Flicker

Ist das in einer bischöflich-synodalen Kirche schon allein wegen der synodalen Struktur selbstverständlich? In einem Beitrag in *Christ in der Gegenwart* schrieb der inzwischen emeritierte alt-katholische Professor Günther Eßer, es sei wichtig, den Bogen zu schlagen von der Amtstheologie, die er lieber Dienst-Theologie nennen würde, zur Ekklesiologie, zur Lehre von der Kirche. Nach alt-katholischer Auffassung sei das ordinierte Amt nur aus dem kirchlichen Gesamtzusammenhang zu legitimieren. Es müsse eingebunden sein in die Kirche als Ganzes, die als Gemeinschaft das Heil vermittle. Er zitiert den Fundamentaltheologen Peter Knauer: „Wenn es den Amtsträgern gelingt, dazu beizutragen, dass die Glaubenden einander das Wort Gottes sagen, dann wird die Kirche blühen. Dagegen siecht sie dahin, wo die Amtsträger das Wort Gottes für sich monopolisieren“.

Die Amtsträger*innen haben also weder die Weisheit noch das Wort Gottes für sich gepachtet. In das diakonische, priesterliche oder bischöfliche Amt sind sie für die Menschen eingesetzt. Das Amt hat nur einen Sinn, wenn es auf Gemeinde und Kirche ausgerichtet ist.

„Bleibe eine Gottsucherin!“

Mich begleiten seit meiner Weihe zur Priesterin im Jahr 2010 einige Gedanken, die Bischof Matthias Ring in seiner Predigt über das geistliche Amt geäußert hat.

Eine Geistliche ist ein Mensch mit Stärken und Schwächen, die sich durch die Weihe nicht automatisch wandeln. „Das geistliche Amt ist keine Rolle, hinter der man sich verstecken kann“. Es geht darum, authentisch zu sein und bereit zur Selbsterkenntnis. Nur wer sich mit den dunklen Seiten seines Lebens und seiner Persönlichkeit beschäftigen und aussöhnen kann, kann auch die hellen Seiten zum Leuchten bringen. Geistliche sind glaubende Menschen mit allen Anfechtungen, die Glaube mit sich bringt. Das Ringen um unseren Glauben und letztlich das Ringen mit Gott gehören zum Glaubensleben dazu. Nur was mich selbst berührt, kann ich auch glaubwürdig vermitteln.

Zu meinem Weihespruch „In dir muss brennen, was du in anderen entzünden willst“ hat Bischof Matthias mir gewünscht, das Feuer möge immer in mir brennen. Allerdings fügte er hinzu: „Es wird auch Zeiten geben, in denen es nur glimmt oder zu erlöschen droht“. Nicht immer werde deutlich sein, wie es gelingen kann, die Flamme weiter zu geben.

In dieser Charakterisierung des geistlichen Amtes wird für mich deutlich, dass es nicht darauf ankommt, perfekt zu sein. Es geht schon gar nicht um eine Überhöhung, sondern darum, mit den Menschen auf Augenhöhe zu bleiben. Es geht darum, die Fähigkeiten der Menschen zu würdigen, mit den Glaubenden, mit den Suchenden und mit den Zweifelnden unterwegs zu sein und einen Resonanzraum zu ermöglichen, in dem Menschen miteinander dem Geheimnis auf die Spur kommen, das wir Gott nennen. Den Wunsch des Bischofs für mich „Sei ein glaubender Mensch und bleibe eine Gottsucherin...“ möchte ich an Sie weitergeben. Wenn wir alle uns eingestehen, dass wir immer Gottsucher*innen bleiben, dann bewahrt uns das vor Besserwisserei und vor der Versuchung, in der Kirche ein Oben und Unten zu kreieren. Denn bei uns soll es schließlich nicht so sein! ■

Bild oben: allsaintsbythesea.org; Bild unten: brilho-deconta, „whispering“, Flickr

Berufen

VON JUTTA RESPONDEK

nicht zum Herrschen
sondern zum Dienen
miteinander
füreinander

Frauen und Männer
Junge und Alte
Starke und Schwache
Mutige und Bedächtige
Fröhliche und Ernste
Wohlhabende und Benachteiligte
Amtsinhaber und Laien
alle Gesegneten und Gott-Geliebten
alle mit Seinem Geist Erfüllten

berufen und beauftragt
Wege des Friedens zu gehen
Jesu Fußspuren zu folgen
das Licht Seiner Liebe zu verbreiten
mitzuwirken an Seinem Reich ■

Priesterlose Atheisten

VON GERHARD RUISCH

Der leitende Diener

Die biblische Aussage ist eindeutig, wie u. a. Brigitte Glaab in ihrem Beitrag ausführt: Was Jesus laut Matthäus 20,25-27 sagt, ist der Kirche ins Stammbuch geschrieben: „Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker unterdrücken und die Großen ihre Vollmacht gegen sie gebrauchen. Bei euch soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer bei euch der Erste sein will, soll euer Sklave sein." In der Kirche darf es kein Oben und Unten geben. „Einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Geschwister" (Matthäus 23,8).

Entsprechend hat sich das Christentum in seiner Frühzeit der Einführung des Priesteramts verweigert. Es gab *Presbyter*, gewählte Älteste, die Leitungsfunktionen in der Gemeinde innehatten, aber den *Hiereus*, den Opferpriester wie im Judentum und in der damaligen griechischen und römischen Religion, gab es nicht. (Ich werde im Folgenden übrigens nur von „dem" Priester schreiben, weil der Klerikalismus eindeutig ausschließlich unter Männern entstanden ist.) Bis ins dritte Jahrhundert hinein brachte es den Christen den heidnischen Vorwurf ein, Atheisten zu sein, weil sie eine tempel-, altar- und priesterlose (im Sinne des *Hiereus*) Gemeinschaft waren, schreibt Paul Hoffmann in seinem Buch *Das Erbe Jesu und die Macht der Kirche*.

Ihre Einstellung war christologisch begründet: Dank des einen Mittlers Jesus Christus und seines stellvertretenden Todes für die Vielen bedarf die christliche Gemeinde der vielen Priester und vielen Opfer ihrer vorchristlichen Vergangenheit nicht mehr. Durch Jesus Christus ist der christlichen Gemeinde ein für alle Mal der freie Zugang zum Heiligtum eröffnet; diese durch Jesus erschlossene Gottunmittelbarkeit darf auf keinen Fall wieder durch Engführungen unterlaufen werden.

Wenn das Neue Testament den Priester im religionsgeschichtlichen Sinn nicht kennt, wenn es so viel Wert darauf legt, dass Jesus Christus der einzige Mittler und Priester ist, weil er den Menschen die unmittelbare Gottesbegegnung eröffnet hat, wenn damit jede Form von Priestertum mit sakralem Sonderstatus oder heilsmittlerischer Funktion von vornherein ausgeschlossen ist, wie ist es dann zu erklären, dass die Priester heute in allen katholischen und orthodoxen und auch vielen evangelischen Kirchen diese Funktion erfüllen?

Heute kann der Priester (und inzwischen auch die Priesterin) tatsächlich konfrontiert werden mit all den Erwartungen und Vorstellungen, die sich mit dem priesterlichen Archetyp verbinden, mit welchem sich die Gestalt des christlichen Amtsträgers legiert hat: als „numinose Gestalten, die nicht ganz zu dieser Welt gehören", als „Eingeweihter", der am göttlichen Leben teilhat, und als „sakrale Gestalt", als „magischer Mittler", welcher die Menschen liturgisch am Mysterium „teilhaben lässt" (H. Faber).

Der Kleriker

Historisch gesehen geschah es an der Grenze vom 4. zum 5. Jahrhundert, dass die enge Bindung des Priesteramtes an die Gemeinde gelöst wurde, um einem mehr individualistischen und statusgebundenen Priesterbegriff Platz zu machen. Gefördert wurde diese Entwicklung wohl auch dadurch, dass viele Menschen gar nicht wollen, dass der Priester ist wie sie. Er muss anders sein, damit er als Projektionswand für Idealisierungswünsche verschiedenster Art dienen kann. Er soll Werte und Normen repräsentieren, die man für wichtig und richtig hält, auch wenn man sie im eigenen Leben nicht realisieren kann und will. Jakob Crottogini stellt das Bedürfnis fest, dass der Priester die eigene, ungelebte und verdrängte Religiosität stellvertretend in makelloser Reinheit verwirklicht. Das führt zu seiner außerordentlichen Idealisierung, aber eben auch zu einer maßlosen Enttäuschung, wenn er den Anforderungen nicht gerecht wird, wenn er, was notwendigerweise

Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg

Foto: Fr Laurence Lew, O.P., „Holy Communion", Flicker

geschehen muss, „versagt“ und diesem „projizierten Ideal“ nicht entspricht.

Mit dieser Vermischung von Allgemein-Religiösem und Speziell-Christlichem sieht sich der Priester ständig konfrontiert, wenn es um die Begleitung der Gemeindemitglieder an den Lebenswenden geht. Wenn Menschen, insbesondere solche, die sonst kaum einen Kontakt zur Gemeinde haben, für Geburt, Eintritt ins Erwachsenenalter, Hochzeit und Tod eine besondere liturgische Feier wünschen, was suchen sie dann? Pauschal zu sagen, sie kommen nur, weil es „so schön feierlich“ ist, wird ihnen wohl nicht gerecht. Aber die den Feiern vorausgehenden Gespräche lassen schon spüren, dass der speziell christliche Gehalt des Festes häufig kaum bekannt und auch gar nicht gefragt ist, sondern dass es wie seit Urzeiten darum geht, an diesen Wendepunkten des Lebens einen wie auch immer gearteten Segen für die Zukunft zugesagt zu bekommen, für dessen Vermittlung der Priester zuständig ist, und sich zu versichern, dass die Gottheit gnädig gestimmt ist.

Foto: Episcopal Diocese of Southwest Florida, „Mount Tabor Outdoor Eucharist“, Flicker

Doch das tieferliegende Problem ist eben das der Verquickung von archetypisch-religionsgeschichtlichem und am Geist des Neuen Testamentes orientiertem Priesterbild. Wie können Priesterinnen und Priester heute damit umgehen? Auch hier sehe ich zwei entgegengesetzte Positionen. Die eine sagt: Jeder seinsmäßige, sakrale Sonderstatus des Priesters und jede heilsmittlerische Funktion stehen in klarem Gegensatz zum Neuen Testament. Diese mythoiden Projektionen müssen durchschaubar gemacht und ein biblisches Bild wiedergewonnen werden vom Priester, der als Mensch unter Menschen in gemeinschaftlichem Engagement und alltäglichem Dienst in der Gemeinde die Verwirklichung des Christlichen repräsentiert.

Demgegenüber steht die Position Eugen Drewermanns (bereits in seinem Buch *Kleriker* von 1989, das wohl wesentlich zum späteren Entzug seiner Lehrbefugnis beitrug). Wenn die Gestalt und Funktion des Priesters auf archetypische Vorstellungen zurückgeht, dann spiegelt sich darin eine tiefe Sehnsucht der Menschheit. Eine Religion, die der Erlösung des Menschen dienen will, bedarf derartiger Bilder und Sakramente, die in der Psyche des Menschen tief verankert sind. Man kann keinen Gegensatz konstruieren zwischen dem, was von Gott gesetzt ist und dem, was von Menschen gesetzt wurde. Berechtigte Anliegen der Menschen können nicht im Gegensatz stehen zum Willen Gottes, und das, was Gott will, kann nicht in einen Gegensatz gebracht werden zu dem, was Menschen zum Leben hilft. Das, was dem Menschen guttut, ist auch von Gott. Wenn also die Sehnsucht nach dem Sakralen und nach dem priesterlichen Mittler so tief in der menschlichen Psyche verankert ist, dann ist sie auch legitim.

Kommen die beiden zusammen?

Nach meinem Empfinden tragen beide Positionen Wahrheit in sich, und ich sehe mich als Priester nicht im Stande, eine davon auszuschließen, obwohl sie im Grunde unvereinbar sind. Ein gewisser Spagat zwischen der mir sympathischen Vorstellung vom Bruder, der seinen primären Ort in der Gemeinde hat und ihr nur gegenübertritt, wenn sein Dienst es erfordert, und dem archetypisch-religionsgeschichtlichen Priesterbild, das an mich herangetragen wird und wegen seines Machtpotentials eine ständige Versuchung darstellt, wird uns Priestern wohl nicht erspart bleiben. Vielleicht sollten aber Überlegungen in der Richtung angestellt werden, wie man der tiefen Sehnsucht der Menschen nach dem Sakralen auch als Gemeinde gerecht werden kann, ohne dass sich das so stark auf den Priester konzentriert.

Ich denke dabei etwa an das Beispiel der charismatischen Kirchen, in denen Segnungen eine große Rolle spielen. Unzweifelhaft lassen diese Segenshandlungen eine starke Erfahrung göttlicher Zuwendung zu; Träger ist aber ausdrücklich nicht ein Amtsträger, sondern die Gemeinde, vertreten durch mehrere Gemeindemitglieder gemeinsam.

Ähnliches ist zu bemerken für die Liturgie. In der frühchristlichen Theologie war wichtig, dass die christliche Herrenmahlfeier zwar sicher würdig zu begehen ist, aber freizuhalten von den sakralen Opferriten, wie sie sich etwa im Judentum und in den polytheistischen Religionen der damaligen Zeit finden, von denen sich das Christentum bewusst absetzte. Doch auch die Sehnsucht nach dem Sakralen in der Liturgie, nach einer mystischen Verbindung

von göttlicher und menschlicher Welt, ist tief im Menschen verwurzelt. Warum sonst hätten Menschen Sehnsucht etwa nach der für sie unverständlichen lateinischen Sprache und ebenso unverständlichen liturgischen Zeichen im Gottesdienst? Warum nach Weihrauch, engelgleichem Gesang, liturgischen Umzügen? Sie lassen das Mysterium des Göttlichen erahnen und stellen eine Verbindung zu ihm her. Diese Verbindung ist durch Jesus ein für alle Mal hergestellt und jede andere Vermittlung erübrigt, ja verbietet sich. Und dennoch ist das Bedürfnis nicht gestillt, diese Verbindung irgendwie deutlich erfahrbar, greifbar werden zu lassen. Wenn dieses Bedürfnis so tief in der Seele zumindest mancher Menschen verwurzelt ist, ist es nach Drewermann auch legitim.

So wäre auch hier zu sagen, dass vielleicht Formen zu entwickeln wären, die, etwa an hohen Feiertagen, diesem Bedürfnis nach der Feier des Mysteriums gerecht werden, ohne dabei den Priester ins Abseits zu stellen, indem man ihm die Rolle des Vermittlers zwischen Himmel und Erde zuteilt; die Botschaft des Neuen Testamentes ist zu deutlich, dass sie ihm nicht zusteht. Wie kann die Gemeinde als ganze, unter dem Vorsitz des Priesters, aber nicht durch seine Mittlerschaft, so feiern, dass erfahrbar wird, dass himmlische und irdische Liturgie verbunden sind? Die Weiterentwicklung der Liturgie ist ein Thema, das in etlichen Wortmeldungen in diesem Heft aufgegriffen wird. Ihre Entklerikalisierung könnte ein Aspekt bei Überlegungen zur Weiterentwicklung sein.

Helfen könnte dazu, was Drewermann vor über 30 Jahren in seinem Kleriker-Buch über die Priesterausbildung schreibt: „Das eben ist das Entscheidende: daß das Priesterliche, das zwischen Gegensätzen Vermittelnde, sich nicht aus einer vorgegebenen Institution herleitet, sondern aus der Kraft der Persönlichkeit selbst erwächst. … Ein Priester ist ein integraler Mensch, oder er ist gar nicht. Für die Ausbildung eines ‚Priesters' müsste es ganz wesentlich darauf ankommen, in Menschen … vor allem einen Sinn für die Größe und Schönheit der Welt auszuprägen, bis daß in ihnen die Ehrfurcht vor dem Leben, das Gespür für die Heiligkeit seiner Vielfalt und Ordnung sowie ein poetisches Gespür für die verborgene Sinn- und Symbolgestalt aller Dinge eine selbstverständliche Grundlage des Denkens und Fühlens bilden. Um es paradox auszudrücken: Das Bemühen der Kirche sollte dahin gehen, nicht: Priester auszubilden, sondern *das Priesterliche* in den heranwachsenden Menschen so intensiv zu fördern als nur möglich." ■

Foto: Pietro Tranchida, „Braid", Flickr

Alt-katholische Geistliche tragen keine Zöpfe

Zur Klerikalismus-Debatte in der Römisch-Katholischen Kirche – und bei uns

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Ist klerikalismus für alt-katholiken ein alter Zopf? Kritisierte doch Papst Franziskus vor zwei Jahren diesen Begriff im römisch-katholischen Rahmen, der Priester bezeichnet, die sich selbstherrlich und unhinterfragbar hinter ihrem „heiligen" Status als „Männer Gottes" verschanzen.

Demgegenüber haben Alt-Katholiken jedoch schon früh, nämlich um die Jahrhundertwende nach ihrer Entstehung, alte Zöpfe abgeschnitten, ja, sich „antiklerikal" gebärdet. Ein Beleg dafür findet sich in „Eine Kirche für Salzburgs Altkatholiken" von Alfred Rinnerthaler (Band 19 der Reihe *Wissenschaft und Religion, Veröffentlichungen des internationalen Forschungszentrums für Grundfragen der Wissenschaften Salzburgs*).

So sei es ab ca. 1907 in Salzburg zu antiklerikalen Massenversammlungen gekommen, aus der sich ein so genanntes „Antiklerikales Kartell" gebildet habe (im Vorfeld hatte sich bereits eine „rabiate antiklerikale Minderheit" gebildet (u. a. „Los-von-Rom-Bewegung", Freidenkerverein, „katholische Geschiedene"). Das fürsterzbischöfliche Ordinariat unterrichtete in einem Rundschreiben vom 9. August 1910 den „hochwürdigen Seelsorgeklerus im Lande" von – so empfundenen – empörenden Vorgängen, an denen Alt-Katholiken ebenso beteiligt waren wie Protestanten und Atheisten: „Unter dem Schlagworte ‚Klerikalismus' werden die Priester der katholischen Kirche mit dem Kothe der Verleumdung überschüttet und dem Hasse einer leichtgläubigen Menge preisgegeben." Seien die Gemüter durch Hetzreden und Alkohol erhitzt, so „erschallt der Ruf ‚Los von Rom' und die Abfallsbögen flattern durch die Versammlung."

Für die damaligen römischen Kirchenvertreter war das eine Art zweiter Kulturkampf. Ist das Thema damit

„durch“ für Alt-Katholiken heutiger Prägung?

Zunächst einmal: Papst Franziskus warnte vor gut zwei Jahren seine eigenen Leute vor eben jenem Klerikalismus, den er als durch Autoritätsdünkel, Prestige-, Karriere- und Komfortdenken und die Suche nach weltlichen Sicherheiten gekennzeichnet geißelte (siehe katholisch.de, 8.9.2018). Klerikalismus ebne überdies Missbrauch den Weg.

Dazu meint der Pastoraltheologe der Uni Graz, Prof. Rainer Bucher, im Interview mit katholisch.de, (10.9.2018), dass „Herrschaft, gerade religiöse, immer bei den Beherrschten entsteht“, aber dort auch enden könne. Man solle sich von klerikalen Priestern schlicht fernhalten, um ihnen den Resonanzraum zu nehmen.

Nun ist nicht uninteressant, dass Franziskus bei einem Einführungskursus der Missionskongregation für neue Bischöfe in Rom sprach, bei dem afrikanische, asiatische, ozeanische und lateinamerikanische Bischöfe vertreten waren, also allesamt aus „Missionsgebieten“, wo man sicher nicht so gediegen Priester sein kann wie in der westlichen Hemisphäre, andererseits aber die Menschen vielleicht noch fixierter sind auf ihren Hirten. Kam in diesem Zusammenhang auch ein „Klerikalismus der Laien“ zur Sprache?

Für Bucher jedenfalls gehört es zu einem Klerikalismus der Laien, wenn diese ihren von Missbrauch berichtenden Kindern nicht glaubten, „denn der Herr Pfarrer mache so etwas nicht“. Es sind also auch heute noch oft beide Seiten, die priesterlichen Standesdünkel fördern und fordern, um mit der Devise der Agentur für Arbeit zu sprechen.

Bleibende Versuchung

Die Alt-Katholische Kirche hat sich schon früh vom Klerikalismus losgesagt, nicht nur durch Worte (in Versammlungen, wie oben geschildert), sondern auch durch Taten: Sie hat das Verhältnis der Geistlichen und Laien noch vor dem II. Vatikanum geebnet durch deutsche Sprache im Gottesdienst (genauer 1884/85) statt Hokuspokus („Hoc est corpus“) auf Latein; die Pfarrer lassen sich in der Gemeinde volksnah beim Vornamen und mit Du ansprechen; der Bischof ist für alle, die es wollen, schlichtweg „Bischof Matthias“, anstatt „Seine Exzellenz“, und im Weiteren hängt es von jedem und jeder selbst ab, ob die Kirche als Einheit, oder als Oben und Unten gelebt wird. Also alles in Butter bei den Alt-Katholiken?

Auch hier sind Geistliche nicht davor gefeit, die säkularer werdende Gemeinde als Angstfaktor zu erleben. Wenn „Selbstherrlichkeit und Selbstbezogenheit helfen soll, mit den eigenen Identitätsproblemen fertig zu werden“, wie es Bucher im Interview beschreibt, dann kann das herrühren von Gläubigen, die sich immer mehr abnabeln. Bucher: „In einer Gesellschaft, in der nicht mehr die Religion die individuelle Lebensführung regiert, sondern situative biographische Bedürfnisse über die Nutzung religiöser Praktiken und Orte entscheiden, [sind] Priester mit einem fundamentalen Machtverlust konfrontiert: Nicht sie bestimmen mehr, wie Menschen leben sollen, sondern die Menschen bestimmen, ob sie etwas mit Priestern zu tun haben wollen. Kein kirchlicher Berufsstand muss sich daher gegenwärtig derart neu erfinden wie das Amtspriestertum.“

Auch Corona hat an einer weiteren Entfremdung Anteil durch die Hygieneauflagen, die Gottesdienste anfangs unmöglich machten, später nur sehr umständlich. Wie soll eine Kirche, wie sollen ihre Priester „Zeichen und Werkzeug der Liebe Gottes“ sein (gemäß dem II. Vatikanum), wenn die Gläubigen von ferne zuschauen?

Kann die Mahnung von Papst Franziskus in seiner Rede an die neuen Bischöfe auch alt-katholischen Geistlichen ein Rat sein, die Nähe zu den Menschen und den „Straßen der Welt“ zu suchen? Das Evangelium verkünde man „nicht im Sitzen, sondern unterwegs“. Komfortdenken und die Suche nach weltlichen Sicherheiten seien mit dem Aposteldienst nicht vereinbar. Prestige- und Karrieredenken sei zu meiden. Stützt sich bei ihnen etwa auch das pastorale Handeln auf am Schreibtisch entstandene Entwürfe, anstatt sich im unermüdlichen Zuhören zu entwickeln? Der Heilige Geist, so Franziskus, spreche oft gerade durch einfache Menschen (nach *KNA*, zitiert in katholisch.de, s.o.).

Bucher schlägt für das Priestertum etwas verschwurbelt Folgendes vor: „Ich plädiere für seine gnadentheologische Zentrierung und eine viel größere Freiheit des Volkes Gottes, das konkrete Miteinander vor Ort charismen- und aufgabenorientiert selbst zu regeln. Nur so sehe ich die Chance, dass sich eine attraktive und flexible Vollzugsgestalt des katholischen Weihepriestertums entwickelt, die den Klerikalismus nicht mehr nötig hat.“ Auf die letzte Interview-Frage, wie eine Kirche ohne Klerikalismus aussehe, antwortete Bucher: „Sie ist aufmerksam, solidarisch, demütig.“ In diesem Sinne sind auch die alt-katholischen Geistlichen immer wieder aufgerufen, sich hinterfragend an diesen Begriffen zu orientieren und sich nicht hinter „Brimborium“ zu verschanzen. ■

Foto: Jeffrey Bruno, „Pope Francis first Mass“, Flickr

Ein Kleriker namens Taube

Dekan i. R. Harald Klein ist Mitglied der Gemeinde Rosenheim

VON HARALD KLEIN

Es lebte vor Jahren ein Mann namens „Taube". Herr Taube war Kleriker. Trotz seines Namens war Herr Taube nur scheinbar sehr friedliebend, tief in seinem Innern war er für ausgesprochen klare Verhältnisse: Er liebte es, scharf zu trennen zwischen Gut und Böse, zwischen Schwarz und Weiß, Heiden und Frommen. Ich glaube auch nicht, dass er „Gott" als „lieben Gott" bezeichnet hätte; trotzdem war er überzeugt, einen ziemlich direkten Draht zu Gott zu haben.

Erster Versuch

Eines Tages sagte ihm dieser direkte Draht, dass es sein Auftrag sei, in einer entfernten Weltstadt als Mahner und Schuldzuweiser aufzutreten. Taube war gar nicht wohl bei diesem Gedanken, denn die bezeichnete Weltstadt war ein Sündenpfuhl, ihre Einwohner vom König bis zum Fußvolk waren für Herrn Taube eher unter „Bösewichte" und „Feinde" zu subsumieren. In solch eine Umgebung zu gehen und für Gerechtigkeit oder Umkehr zu werben, schien ihm nicht sehr klug. Also wandte Taube sich in die entgegengesetzte Richtung. Er löste eine Fahrkarte für eine Schiffsreise bis weit hinaus nach Spanien, für ihn damals fast bis ans Ende der Welt. An Bord ging er dann sofort in seine Kajüte und legte sich aufatmend schlafen. Nun gut, man könnte diese Aktion als Flucht bezeichnen, Taube hätte es eher als *Safety First* tituliert.

Nur war es mit seiner Sicherheit nicht weit her. Denn schon bald brach ein Sturm los. Das Schiff geriet in größte Bedrängnis. Noch schlief Herr Taube unterm Deck den scheinbaren Schlaf des Gerechten, aber schon bald kamen Seeleute zu ihm und weckten ihn: „Irgendwer hat die Götter beleidigt," sagten sie, „wir müssen Klarheit schaffen und mehr gegen den Sturm tun, als nur das Steuer festzuhalten." Sie waren fest davon überzeugt, dass es für so eine Situation eindeutig einen Schuldigen gäbe. Und damit trafen sie in unserm Kleriker natürlich auf einen Gesinnungsgenossen. Schuld zuweisen, das war auch für Taube eine gut geübte Tätigkeit. Und in diesem Moment begriff er auch, dass diesmal er selber wohl der Auslöser der Katastrophe war.

Er bekannte sich zu seiner Flucht: „Ich sollte anderen Schuld zusprechen und hab es nicht getan, deshalb bin ich selber schuldig geworden. Und also hat sich das Schicksal und hat sich Gott gegen mich gewandt." Nach letzten Versuchen, mit Muskelkraft die Notlage zu wenden, schlug Taube selber vor, ihn doch über Bord zu werfen. Und die Seeleute kamen diesem Vorschlag nach. Ob nun wirklich nach diesem Hauruck-Verfahren das Wetter besser wurde, lässt sich aus heutiger Sicht kaum sagen, und auch Herr Taube dürfte beim verzweifelten Versuch, nicht zu ertrinken, wenig davon mitbekommen haben. Dafür aber wartete ein noch größeres Abenteuer auf ihn: Er wurde verschlungen. Taube sagte später, es sei so etwas wie ein Meeresungeheuer gewesen, vermutlich das größte Tier der Welt, also ein Wal; der habe ihn verschlungen.

Er fühlte sich nun wie in einem unterirdischen Kerker. Dunkel war es, dramatisch und fast hoffnungslos. Und siehe da: Unser Kleriker besann sich. Er fand auf einmal hin zu ganz intensivem Gebet. Und selbstverständlich bereute er sein Flüchten vor dem eigenen Gewissen. Es gibt Leute, die behaupten, diesen Ort der Selbstbesinnung hätte Herr Taube schlicht in einer Seemanskneipe mit dem Namen „Zum Walfisch" gefunden, andere Bibeldeuter meinen, es sei irgendeine dunkle Grotte gewesen, wo er für Tage, angeblich drei, komplett eingeschlossen war. Nun denn, für Herrn Taube war es eben das größte Untier der Welt, das ihn dann aber auch auf Befehl Gottes hin wieder ausspuckte und ans Ufer warf.

Wir merken schon: Herr Taube neigte zu Übertreibungen. Man kann natürlich meinen, das sei für Kinderohren erzählt, man kann auch meinen, die ganze Geschichte sei Unsinn und sie sei streng aus allen Sonntagslesungen rauszuhalten, wie die Evangelischen und Katholischen es tun. In Wirklichkeit ist es eine wahre Geschichte, nur eben übertrieben geschildert, eben aus der Sicht des Klerikers. So ist es ihm vorgekommen. Alles in der Welt kommt ihm ein bisschen übertrieben vor, extrem. Es ist, als sähe er die Welt durch ein Vergrößerungsglas.

Uns lässt das, je nachdem, ein wenig schmunzeln. Aber wir können es nachfühlen. Vielleicht ist er gar nicht auf ein Schiff mit dem Fahrtziel Ende der Welt geflüchtet,

Foto: likeaduck, „Dove", Flickr

vielleicht ging die Route nur mal gerade zum Nachbarland. Vielleicht war es gar kein Meeresorkan, wie es der Landratte Taube vorkam, vielleicht war es eben auch kein Wal, sondern irgendein Keller, ein Kerker, eine Engstelle, die ihn mit sich selbst konfrontiert hat.

Zweiter Versuch

Jedenfalls stehen wir nun wieder am Anfang. Es ist des Klerikers zweite Chance. Und diesmal fasst er sich ein Herz und tritt seinen Auftrag an. Er begibt sich in die fremde Metropole und wagt es bibbernden Herzens, diesen Bösewichtern und Heiden die Wahrheit ins Gesicht zu schleudern. Natürlich sind das im Kern alles Verbrecher, natürlich darf ein gerechter Gott hier null Kompromiss machen: „Diese Stadt hat ihr Glück verspielt. Gott schlägt zurück: In 40 Tagen ist eure moderne Metropole nur noch Geschichte!“

Und dann zieht er sich zurück, der Herr Kleriker. Er hat sein Werk vollbracht. Man könnte denken, dass er nun fromm meditiert. Aber nein, in Wirklichkeit ruht er sich aus und möchte einfach zuschauen. Er träumt von einer großen Katastrophe, die diese Feindesstadt ereilt. Das dürfte doch wohl ein gewaltiges Schauspiel werden!

Doch Gott spielt da nicht mit. Taube wartet und wartet. Nichts geschieht. Was Taube natürlich mitbekommen hat, ist, dass die Einwohner völlig konsterniert und bestürzt sind; sie haben noch nie sich selber so kritisch gesehen. Und sie rufen ein Fasten aus. Natürlich wieder durch das Vergrößerungsglas von Taube gesehen: Sogar die Kinder und die Rinder, alle Menschen und Tiere jammern und wehklagen. Sie zeigen Reue und legen Bußgewänder an. Sogar der König macht an vorderster Linie mit. Es ist ein bisschen Kabarett-like, wie Taube das erlebt und später schildert, aber es wird schon was dran gewesen sein. Nur egal wie, die Stadt geht nicht unter: Gott verzeiht ihnen das Böse, das sie getan haben.

Das aber ist nun für unseren Kleriker zu viel. Er selber hat doch der Stadt den Untergang vorausgesagt. Sollte das nun eine Falschmeldung gewesen sein? Hat er etwa als Wahrheitsverkünder versagt? Man kann sich seine Selbstzweifel und seinen Zorn vorstellen. Er wirft dem lieben Gott seinen ganzen Auftrag vor die Füße und droht sogar mit Selbstmord: „Wofür soll ich noch leben?“ Der ganze Denkzusammenhang unseres Klerikers ist in Gefahr geraten. Gut ist nicht mehr weiß und Böse ist nicht mehr schwarz. Gut wird nicht mehr belohnt, Böse wird nicht mehr bestraft. Taube ereifert sich über die Maßen. Da ist es sogar dem lieben Gott zu viel. Er erteilt Taube eine Lektion.

Dritter Versuch

In diesen heißen Tagen dort im Land lässt Gott eine Rizinusstaude blitzschnell aus dem Boden schießen. Sie wächst und spendet in kürzester Zeit dem Kleriker Schatten. Der atmet auf, nun fühlt er sich geehrt und irgendwie rehabilitiert. Doch dann geschieht das Ungerechte: Kurz darauf schickt Gott einen Wurm, der die Wurzel der Rizinusstaude ansticht und die Pflanze zum sofortigen Abgang veranlasst; sie verwelkt in Minutenschnelle. Wütend wendet sich Taube wieder an Gott: „Was soll das nun wieder? Die Sonne scheint mir aufs Hirn und quält mich Gerechten. Kann das gut sein? Muss ich wieder mit Selbstmord drohen?“

Und dann sagt Gott: „Schau mal: Du regst Dich auf über diese Staude, und dabei hast Du sie unverdient und ohne eigene Beteiligung geschenkt bekommen. Ich wüsste nicht, dass Du sie gepflanzt oder gegossen hättest. Aber Du jammerst um sie. Und da soll ich nicht jammern um diese Weltstadt? Mit all den Tieren und Menschen, die nicht links und rechts unterscheiden können? Darf ich nicht Mitleid haben und Vergebung gewähren? Darf ich nicht diese Einwohner lieben, da sie mir doch ans Herz gewachsen sind?“

Tja, diese Frage stellt sozusagen den Schluss der Erzählung dar, übrigens in der Bibel nachzulesen. Keine Ahnung, was der Kleriker auf diese Frage geantwortet hat. Vielleicht ist es auch gut, dass Taubes Antwort nicht überliefert ist, denn so können wir nun selbst antworten.

Was ist wichtiger? Was kennzeichnet Gott und den innersten Zusammenhang des Lebens: äußere Gerechtigkeit oder Liebe? Herr Taube hat seine Arbeit und seine Stellung als Kleriker immer nur verstanden als eigene Absicherung, „damit er auf der richtigen Seite ist“. Das hat ihm Kraft gegeben und in der Folge Macht. Und genau deshalb hat er mit voller Energie dafür sorgen wollen, dass die Welt sich verändert nach den Maßregeln seiner Schwarz-Weiß-Sicht.

Ganz klar, der springende Punkt bei diesem Menschen, der so gern und gut „Gott“ im Mund führte, ist also Unsicherheit; Herr Taube hat nur ein Leben lang versucht, sie verdeckt zu halten. In dieser Taktik ist ihm dann jedoch völlig die Fähigkeit der Liebe abhandengekommen. Der Wurm, der wirkliche Wurm im Leben von Herrn Taube ist somit Lieblosigkeit, der Mangel an Herzenswärme und das

daraus entstehende Unvermögen, für fremdartige Denkweisen und Lebensweisen Sympathie zu empfinden.

Er könnte uns leidtun, dieser unsichere Herr Taube. Er ist uns nicht unsympathisch, dieser Mann aus vergangenen Zeiten. Er erinnert uns in manchem an uns selbst, an eigene Ängste und Sichtweisen. Er meint es im Tiefsten gut, auch wenn manches an seinen Reden und Handlungen nur dem Ziel dient, Einfluss über die angeblich so heidnische Welt zu bekommen. Ach ja, die heidnische Welt: In der ganzen Geschichte fällt auf, dass es letztlich nur Kleriker und Heiden gibt, eine andere Sorte Mensch taucht überhaupt nicht auf: nur Gottesmänner und Bekehrungsbedürftige.

Was aber musste er lernen? Nun, dass alles, was wir haben, ob wir nun Kleriker sind oder Laien, Heutige oder Damalige, unverdiente Gabe ist, hochgewachsen wie eine Rizinusstaude. Und so schnell, wie es hochwächst, kann es auch wieder abgehen; der Rizinusstrauch mit seinem Öl ist da ein humorvolles Bild. Gönnen wir doch auch denen, die anders denken und leben als wir, die Großmut und Liebe Gottes. Natürlich lohnt es sich, sich für Gott einzusetzen, aber doch nur, wenn wir als erstes das wahr sein lassen, was das Wesen Gottes ist, das Mitleiden und Vergeben. Ja, im Namen Gottes lehren darf ein Mensch letztlich wohl nur, wenn er oder sie bereit ist, beim Unterweisen genausoviel dazuzulernen wie die anvertrauten Schüler und Schäfchen. Wer meint, er wüsste schon alles, hätte das Wahre und Allzeit-Richtige schon gebunkert, sollte beiseite treten. Solche Kleriker sind für Gottes Werk am Ende überflüssig, kontraproduktiv. Sie sollen ihre Dramen spielen, ihre Schaustücke abliefern, aber nicht behaupten, es sei im Geist Gottes.

Ach ja, unser Kleriker Taube ist übrigens weit über deutsche Grenzen hinaus bekannt: In England ist er bekannt unter dem Namen „Dove“, in Frankreich unter dem Namen „Colombe“, in Spanien unter dem Namen „Paloma“, in Griechenland unter dem Namen „Peristeri“ und in Israel unter dem Namen „Jona“. ■

Berufen zu königlicher Würde, priesterlichem Dienst und prophetischer Weisheit

Eine Primizpredigt

VON RENATE PUT

Liebe Marion, liebe Festgemeinde,

Vor einigen Jahren, auf einem gemeinsamen Spaziergang, sprachen wir über deine Entscheidung, dich zur Priesterin weihen zu lassen. Nach deinem Beweggrund gefragt, sagtest du, du möchtest für Menschen „am Rand“ da sein und erzähltest von vielen Begegnungen mit Menschen, die suchten und erhofften, dass sich jemand mit offenem Herzen, offenem Ohr zuwendet, wenn sie von ihrem Leiden, ihren Nöten sprechen. Das war mir sehr einleuchtend, denn viele Menschen erleben sich „am Rand“, ausgegrenzt, einsam und nicht dazugehörig. Auch die meisten von uns kennen die Erfahrung „am Rand“ zu sein, gekoppelt mit dem Wunsch, ein offenes Herz für die eigenen Anliegen zu finden.

Diese Aussage scheint nur auf den ersten Blick nicht zum Thema unseres heutigen Primizgottesdienstes zu passen. Wir sehen die würdigen Königlichen: Sie sind versehrt, „am Rand“ könnte man umgangssprachlich sagen.

„Ihr seid berufen zu königlicher Würde, zu priesterlichem Dienst und prophetischer Weisheit“ (1. Petrusbrief). In Variationen begegnet uns diese biblisch überlieferte Erwählungszusage Gottes vom Buch Exodus bis ins Buch der Offenbarung: In Israel und der frühen Christenheit bewegten diese Worte die Menschen, die sich mit Gott auf einen Weg gemacht haben. Eine unglaubliche Zeitspanne von ca. 1000 Jahren.

Ihr seid berufen

Damit sind ursprünglich die aus Ägypten ausgewanderten Israeliten gemeint, sie sind auf dem Weg in das Land, wo Milch und Honig fließen sollen. Es sind auch diejenigen Frauen und Männer gemeint, die tausend Jahre später mit der Botschaft Jesu im Herzen die ersten christlichen Gemeinden gestalteten. Und auch wir sind damit gemeint: diese Berufung gilt auch uns heute!

Nur – was könnten heute „königliche Würde – priesterlicher Dienst – prophetische Weisheit“ bedeuten?

Jede und jeder von uns ist Königin oder König

Das Volk Israel wünschte sich von Jahwe die Einsetzung eines Königs. Alle umliegenden Völker hatten einen. Die Israeliten wollten auch ein normales Volk sein, mit einem machtvollen König, der sie führt, der auch Kriege führt, Gesetze gibt, um das Wohl des Volkes bemüht ist, der machtvolle Verantwortung für das Ganze übernimmt. Mit einem König würde auch ihr Ansehen bei den anderen Völkern steigen. Gott weist sie harsch zurück: Jeder von ihnen ist ein König, jede ist eine Königin!

Wie Sie sich denken können, war das Geschrei groß. Wenn alle – Männer wie Frauen – gleiche Wirk-Macht,

Renate Put ist römisch-katholische Theologin und seit vielen Jahren Leiterin des Katharinawerks in Basel

gleiche Würde, gleiches Ansehen, gleiche Verantwortlichkeit haben; keiner gleicher als die anderen ist auf dem Weg ins „gelobte Land“: unvorstellbar, undenkbar, unlebbar! Kannten sie doch die Machthungrigen, Alles- und Besserwisser, die Schwätzer und Schwätzerinnen, die scheinbar Ohnmächtigen; die wirklich Kleinen und Habenichtse; die Machtlosigkeit der Witwen und Waisen; die Vormachtstellung der Männer… Ja, das Geschrei muss ohrenbetäubend gewesen sein. Manchmal glaube ich dies auch heute noch oder gerade aktuell wieder zu hören.

Für Ihre persönliche Besinnung: Bitte schauen Sie sich doch die Skulpturen von Ralf Knoblauch an: Sie sind von königlicher Würde im einfachen weißen Gewand. Ich lade Sie ein, sich in diese Figur hineinzuversetzen, ja sie zu werden, zu sein. Ich habe Würde, weil ich Mensch bin, mit Begabungen und Grenzen…

In einem Psalmwort (18,36) heißt es: „Gott, deine Zuneigung hat mich groß gemacht.“ Ich versuche meine persönliche Größe, mein Gottesgeschenk zu spüren…

Ich bin ein Gottesgeschenk an mich und an diejenigen, die mit mir in unserer Welt unterwegs sind…

„Ihr werdet zu einer heiligen Priesterschaft, eine Gemeinschaft von Priestern und Priesterinnen“

So haben wir als Lesung aus dem 1. Petrusbrief gehört. Damit wird eine Tradition aufgenommen, die darum weiß, dass es ein verfasstes priesterliches Amt gibt, mit dem in verschiedenen orientalischen Religionen und Kulten Frauen und Männer betraut wurden. Das gilt auch heute noch.

Auch jenseits von „Amt und Würden“: Ein Priester, eine Priesterin ahnt die göttliche, heiligste Gegenwart in seiner, in ihrer innersten Mitte. Daraus erwächst eine Lebensausrichtung, sich ganz in den Dienst zu stellen; für Gott, Menschen und Menschheit und unsere ganze gefährdete Welt.

Priester, Priesterin ist:
Wer die *Göttliche Gegenwart*
sichtbar
spürbar
erfahrbar
hörbar
essbar und trinkbar
ahnbar
ertastbar
auch frag-würdig macht

Und wer andere ermutigt,
sich der *Göttlichen Gegenwart*
zu öffnen
und ein staunendes
„es könnte sein“ –
„es könnte noch ganz
anders sein“ ermöglicht.

Persönliche Besinnung: Wieder möchte ich Sie einladen: In jeder, in jedem von uns ist GOTT anwesend, gegenwärtig wie ein „Ewiges Licht“ heißt es in der Lesung.

Versuchen sie sich das vorzustellen! Seien Sie ruhig mutig, sich dem zu stellen… Denn Gott ist es auch!

Ein Volk von Propheten und Prophetinnen

Jahrelang hat mich ein Text aus dem Buch der Sprüche begleitet. Und als ich mich mit diesem Teil deines Wahlspruches, Marion, beschäftigte, tauchte er immer wieder auf. Die *Bibel in gerechter Sprache* übersetzt so: *„Wenn ein Volk keine Vision hat, verwildert es; wenn es sich an die Weisung hält, wird es glücklich.“* Statt „Vision“ lässt sich hier auch „Offenbarung“ lesen; die „Weisung“ ist die Thora, das Lebensgesetz der Israeliten.

Ich habe viele Jahre weltweit vernetzte religiöse Gemeinschaften in ihren Krisen- und Erneuerungsprozessen begleitet. Gemeinsam war ihnen die Suche nach neuer Ausrichtung, anderen Perspektiven und auch „Re- oder besser Neu-formation“. Ein Teil der alten spirituellen „Lebensregeln“ be- oder verhinderten eine notwendige Anpassung an Erfordernisse des 20. bzw. 21. Jahrhunderts. Die meisten Regeln, Vorschriften, Gesetze gelten nur für eine bestimmte Zeit.

Wir leben nicht in einer statischen Zeit und Welt, sondern in einer Werdewelt und sind konfrontiert mit vielfältigen, oft sehr herausfordernden Entwicklungen. Und dann fragen wir und suchen: Wo sind die Propheten, die Visionärinnen, die das erforderlich *Neue* sehen, das ein Volk, das unsere Menschheit oder auch den einzelnen Menschen „glücklicher“ macht. Wo sind die Propheten und Visionärinnen, die für das notwendig Neue auf die Straßen unserer Welt gehen, damit das Miteinander unserer Völker und Nationen, Religionen, Kirchen und Kulturen, Rassen, Geschlechter auf unserer Erde besser gelingen möge!?

Persönliche Besinnung: Erfahrungen von Stagnation, Schalheit, lebensbedrohlicher Krankheit, Stillstand oder gar Rückschritt kennen wir alle. Vielleicht haben wir uns auch Gott-fern oder gar Gott-los erfahren. Und dann gab es einen Wendepunkt: Was oder auch wer hat mir eine neue Perspektive gegeben, zu neuen Kräften oder auch Sichtweisen geholfen? Neues kann dann auftauchen, das unserem tiefen Innersten entspricht. Wir werden glücklich oder auch ein bisschen glücklicher, zufriedener.

Macht braucht Gewissenserforschung

Wir sind berufen – mit unseren Grenzen und Behinderungen, mit unseren Schwächen und Ängsten; gerade auch, wenn wir uns „am Rand“ erfahren.

Wir sind berufen – und unser Nachbar und unsere Nachbarin auch. Es ist ein königlicher Dienst, den wir uns und einander tun.

Dieses Tun schenkt uns Größe und Würde und Menschenfreundlichkeit. Es fordert uns ganz und gar heraus!

Jede und jeder Mächtige, Königin, Prophet, Priesterin, muss sich die und der Machtfrage stellen, wie es das Magnificat (Lukasevangelium 1,46-55) tut.

Wir alle haben Macht – unglaubliche Macht. Wer macht, hat Macht, ob mit oder ohne leitende Positionen; ob persönlich oder qua Amt. Das Thema Machtmissbrauch ist hoch aktuell! Es ist gut, dass es so ist, denn es muss alles ans Licht!

Ja, wenn ich Würde und Macht eines Königs, eines Priesters, einer Prophetin habe, muss ich Gewissenserforschung betreiben: Wie lebe ich meine Kraft, Energie und Macht? Gestalte ich sie so, dass den Menschen meiner Umgebung das Herz aufgeht – oder missbrauche ich sie und behindere Würde und Macht meines Mitmenschen? „Die Würde des

Menschen ist unantastbar“, fordert das deutsche Grundgesetz.

Manchmal trage ich eine goldene Krone, manchmal vielleicht sogar eine „Dornenkrone“; weil mich Leid und Elend meiner Mitmenschen zutiefst verletzt und zum helfenden Handeln drängt?

Könige, Prophetinnen und Priester wurden für ihre machtvolle Aufgabe gesalbt und damit ermächtigt, ihre Berufung zu leben. Wer gesalbt ist, ist immer auch ein Geweihter, eine Geweihte und sollte mit Stärke und Kraft die Aufgaben im Dienst für die Anvertrauten angehen.

„Ihr seid berufen zu königlicher Würde, zu priesterlichem Dienst und prophetischer Weisheit.“ Unsere Berufung ist groß! Jede und jeder ist berufen – unser Nachbar und unsere Nachbarin auch… Es ist ein königlicher Dienst, den wir uns und einander tun.

Dank sei dir, du göttliche Gegenwart! ■

→ *Renate Put hielt diese Predigt zur Primiz von Marion Leiber am 20. Oktober 2019 in Kempten.*

Hintergrundbild: OccupyReno MediaCommittee, „ThePeoplesDinner“, Flicker

Matthäus 14,16

Gebt ihr ihnen zu essen!

VON JUTTA RESPONDEK

Jesus
Freund und Bruder der Armen
Du schaust in die Herzen der Menschen

derer die im Überfluss schwelgen
übersättigt und überdrüssig auf sinn- und
zielloser Suche nach Mehr

in die der Zufriedenen
die dankbar sind für ihr Auskommen
und ihr gesichertes Leben in Frieden und Freiheit

und derer die in Armut und Elend leben
aufgerieben im täglichen Überlebenskampf
ohne Chance und Zukunft

Du siehst die leeren Hände und suchenden Herzen aller
Du kennst unsere Armut und Bedürftigkeit
auch wenn wir alles haben oder alles zu haben
und zu können meinen
Du siehst unsere Hoffnungen Fragen und Zweifel
im Mühen und Bestreben die Welt zu beherrschen
und ihre Probleme zu lösen
Du traust uns zu mit Dir das Antlitz der Erde zu erneuern
Du nimmst uns in die Pflicht
die Gaben der Erde zu teilen
die Hungernden satt zu machen
den Notleidenden und Entrechteten beizustehen
denen die in Ängsten leben
das tägliche Brot der Hoffnung zu geben
durch unsere Zuwendung und Solidarität
so wie Du Jesus
unser Menschenbruder und Freund der Armen
es uns vorgelebt und aufgetragen hast ■

Klerikalismus pur

Entstehung der Alt-Katholischen Kirche in der Sicht von Pfälzer Zeitungen

Oktober 1870

VON BERNHARD SCHOLTEN

Bernhard Scholten ist Mitglied der Gemeinde Landau

Die Nachrichten in den beiden ausgewählten Zeitungen, dem Landauer *Anzeiger*, einem liberalen Blatt, und dem *Christlichen Pilger (CP)*, der Kirchenzeitung des Bistums Speyer, können unterschiedlicher nicht sein: Der *Anzeiger* ist voll mit Nachrichten über den deutsch-französischen Krieg und die parallel laufenden politischen Bestrebungen, aus dem *Norddeutschen Bund* durch den Beitritt von Hessen, Sachsen, Baden, Württemberg und Bayern, um nur einige Länder zu nennen, einen *Deutschen Bund* als Grundlage für das Deutsche Reich zu schaffen. Der *Christliche Pilger* konzentriert seine Berichterstattung auf die Entwicklungen in Italien und auf das politische Schicksal des Papstes.

„An die Katholiken Deutschlands" ist der einführende Artikel im *CP* vom 9. Oktober überschrieben, der die Besetzung Roms durch die italienischen Truppen als Gewalttat bewertet, ein Frevel, den das zivilisierte Europa nicht ungestraft geschehen lassen dürfe. Der Papst sei im eigenen Haus Gefangener der königlichen Generale geworden und werde „vielleicht morgen schon das Opfer der revolutionären Partei" sein.

Unter der Rubrik „Kirche und Welt" wird nochmals ausführlich die Besetzung Roms durch die königlichen Truppen dargestellt wie auch die Reaktion des Papstes, der mit Vorhersagen an den Botschafter des Königs, Graf Ponza di Santo Martino, versucht, diesen einzuschüchtern („Ihr werdet in Rom nicht bleiben" und „Ihr werdet die Frucht euerer Gewalttat nicht genießen"). Schließlich wird die Reaktion der katholischen Länder wie Spanien, Frankreich und Österreich dargestellt, die dem Papst nicht helfen wollen oder können. Am Ende fragt der *CP*: „Ob Preußen dem Hl. Vater helfen wird? Wir glauben es nicht, obwohl wir's wünschen."

Es folgt ein Artikel „Zufälle, die keine Zufälle sind", in dem der Autor feststellt, dass die Niederlagen der Napoleonischen Armee im August und September 1870 gegen Deutschland keine Zufälle sind, sondern Strafen für den früheren Verrat am Papst. Der Autor prophezeit den Niedergang Napoleons III.

Im *Anzeiger* findet sich am Mittwoch, dem 12. Oktober, die Nachricht, dass mit einem Dekret der italienischen Regierung Rom und die Provinzen des Kirchenstaats dem Königreich Italien einverleibt werden. Dem Papst bleiben die Würde und die Unverletzbarkeit seiner geistigen Souveränitätsrechte. Auf dem Wege der Gesetzgebung werden die Bedingungen für die Wahrung der Exterritorialität und die freie Ausübung der geistlichen Autorität des Papstes festgestellt.

In der Ausgabe vom 16. Oktober verteidigt der *CP* die Beschlüsse des Konzils gegen die in der *Nürnberger Erklärung* zusammengefasste Kritik von Professoren (vgl. alt-katholisch.de/wegstationen-2) mit den Worten:

> *Die Unfehlbarkeit des Papstes verwerfen sie, sind dabei aber so diabolisch gewissen- und schamlos, daß sie sich selber durch Lügen und falschen Darstellungen unfehlbare Glaubenswürdigkeit zu verschaffen suchen. Das, was mitunter die schlechtesten Subjekte sagen und schreiben, das soll alle Welt glauben, das soll unfehlbar richtig und wahr sein; das, was unter den Anrufungen des Heiligen Geistes und den inbrünstigsten Gebeten von nahezu 800 Bischöfen und Gläubigen des Erdkreises zu Stande gekommen ist, (...) – die Beschlüsse dieser ehrwürdigsten Versammlung, die je die Welt gesehen hat, sollen nicht wahr sein.*

Im Weiteren werden die praktischen Folgen beschrieben: So hat Bischof Martin von Paderborn verfügt, dass alle, die die priesterlichen Weihen erhalten möchten, in Zukunft ihre theologische Ausbildung im Priesterseminar erhalten müssen. Das Studium an einer theologischen Fakultät einer Universität sei nur gültig, wenn es vorher vom Bischof genehmigt worden sei. Dies ist, so der *CP*, eine Reaktion auf die:

> *...Erklärung der Professoren, welche die ‚deutsche Wissenschaft' so grundlos blamiert haben und fortblamieren durch den Beweis, daß sie die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, wie so viele andere theologischen Lehrsätze gar nicht verstehen und noch nie selbst studiert haben.*

Die Pflicht, ein Priesterseminar statt eine Universität zu besuchen, stärkt den Klerikalismus, wird ein Jahr später der erste Alt-Katholiken-Kongress in München kritisieren.

Am Montag, dem 24. Oktober, berichtet der *Anzeiger*, dass der Papst das Konzil auf unbestimmte Zeit vertagt habe. Der Papst begründet seine Entscheidung mit der Besetzung Roms durch die italienischen Truppen, die ihm, dem Papst, und dem Konzil die notwendige Freiheit rauben würde. Der *Christliche Pilger* berichtet darüber am 30. Oktober. Der Autor zieht eine erste Bilanz:

> *Der Raub Roms ist der Untergang der Revolution, das Ende des Staatskirchenthums und des deutsch-katholischen Nationalismus, aber auch der Anfang der offenen Anerkennung der höchsten Lehrautorität und endlich der Sieg der Kirche über diese ihre Gegner.* ■

Kirche der Vielfalt, keine Kirche der Beliebigkeit

Die Alt-Katholische Kirche in der Postmoderne

VON BERNHARD SCHOLTEN

In seiner Ansichtssache „Corongregationalismus“ vom Juni drückt Walter Jungbauer seine Erwartung auf „extrem spannenden und hoffentlich auch bereichernden Gespräche und Diskussionen“ aus. Zu diesem Gespräch möchte ich einige grundsätzliche Überlegungen beitragen.

Walter Jungbauer fragt, was die Alt-Katholische Kirche bewegt, was die Menschen, die sie ausmachen, glauben, wohin sie wollen und was sie verbindet. „Inspiration aus anderen Religionen“ war das Schwerpunktthema dieser Ausgabe.

Die nächste *Christen heute* stellt fest „Wir sind (un) fehlbar“. Menschen sind fehlbar, Kirchen auch – Wahrheiten ändern sich durch die Zeit; weil wir durch Forschung und Wissenschaft mehr wissen, ändert sich unser Verständnis von der Welt. Die Erde ist keine Scheibe und diese Welt wurde nicht in sieben Tagen geschaffen. Wir haben gelernt, die Bibel historisch-kritisch zu lesen. Doch wenn es keine letztgültigen Wahrheiten für uns Menschen gibt, dann kann dies verunsichern. Verunsicherte Menschen suchen nach Sicherheit und nach Eindeutigkeit.

Der in Münster lehrende Islamwissenschaftler Thomas Bauer beschreibt in seinem Essay *Die Vereindeutigung der Welt – über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt* dieses Phänomen: Demnach waren die Botschaften der drei „großen“ monotheistischen Religionen Islam, Judentum und Christentum immer mehrdeutig und je nach Situation unterschiedlich auszulegen. In dem Buch *Die Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams* beschreibt Bauer diese Mehrdeutigkeit als Stärke des Islams. Weil die Suren des Korans mehrdeutig formuliert sind, können sie auch unterschiedlich ausgelegt werden. Mit der Kolonisierung der islamischen Welt durch militärisch überlegene europäische Staaten wird der Islam in seiner Existenz bedroht. Die Religionsführer – ausschließlich Männer – reagieren auf diese existenzielle Bedrohung: Aus dem ambiguitätstoleranten Islam wird eine fundamentalistische Religion. Vielfalt wird in der doppelten Bedeutung des Wortes zur „Einfalt“.

Diese Analyse greift der ebenfalls in Münster lehrende Kirchenhistoriker, römisch-katholische Priester und Theologe Hubert Wolf in seinem Buch *Der Unfehlbare – Pius IX. und die Erfindung des Katholizismus im 19. Jahrhundert* auf. Er stellt fest, dass es zu Beginn des 19. Jahrhunderts verschiedene Formen des Katholizismus gegeben habe. So sind die Beschlüsse des Trienter Konzils nach Wolf mehrdeutig formuliert und auslegbar. Doch Pius IX. und seine Anhänger hätten diese mehrdeutigen Beschlüsse zu eindeutigen uminterpretiert. Kirche und Papst waren unter Druck: Die Französische Revolution stellte die Religion in Frage, die italienische Nationalbewegung die weltliche Macht des Papstes. Statt Vielfalt und Mehrdeutigkeit sollten, so Wolf, Eindeutigkeit und Einigkeit die Kirche retten. Die Lehre der Unfehlbarkeit wurde „erfunden“, wie auch „die“ tridentische Messe, der Bischof als „Befehlsempfänger“ des Papstes. Unfehlbarkeit und päpstliche Jurisdiktion sollten den Machtanspruch des Papstes und der Kirche sichern – auf der Strecke blieb die Ambiguitätstoleranz.

Die alt-katholische Bewegung griff in ihren ersten Beschlüssen diese kritischen Punkte wie die Stellung des Bischofs, die Ablehnung der Priesterseminare als klerikale Kaderschmieden oder die Öffnung der Liturgie auf und entwickelte – rückblickend betrachtet – einen neuen ambiguitätsfreundlichen Katholizismus.

Walter Jungbauer fragt, ob Kirche und Glaube durch ein ‚alles ist möglich‘ beliebig wird. Letztendlich geht es Wolf und Bauer auch um diese Frage: Es gibt unterschiedliche Perspektiven auf das Göttliche, sie sind alle wichtig

und notwendig. Aber die unterschiedlichen Perspektiven oder Zugänge – sprich: Religionen – sollten auch als solche gesehen werden, da sie ansonsten zur Beliebigkeit führen. Eine Haltung der Ambiguitätstoleranz verneint nicht nur den Fundamentalismus, sondern auch die Beliebigkeit, denn wo „alles möglich ist“, gibt es keinen „letzten Grund“ mehr. Für alle Religionen ist klar, dass das Göttliche etwas völlig anderes ist als das Menschliche. Die Sinne des Menschen, die für das weltliche Überleben notwendig sind, sind nicht gemacht, um das Göttliche eindeutig zu erkennen. Das Göttliche selbst ist somit mehrdeutig, aber darin ist es eindeutig und nicht beliebig.

Die Existenz von verschiedenen Religionen, deren Lehren und Institutionen nicht beliebig sein können, hat ihren Sinn, weil jede eine ihr eigene Perspektive auf das Göttliche ermöglicht. Diese unterschiedlichen Perspektiven verschwinden, wenn sie zusammengeführt würden, sie verschwinden auch, wenn sie ohne Standort und Standpunkt – also beliebig – wären. Der Alt-Katholizismus bietet eine Perspektive auf das Göttliche; es ist nicht die einzige, denn wir wissen aus unserer Geschichte, dass niemand unfehlbar sicher weiß, wie die einzig richtige Perspektive auf das Göttliche ist. ■

Foto: Memphis CVB, „The Soul Food Section“, Flicker

Alle gute Gabe

Gedanken zum Erntedankfest

VON JUTTA RESPONDEK

Wir pflügen und wir streuen
den Samen auf das Land,
doch Wachstum und Gedeihen
steht in des Himmels Hand;
der tut mit leisem Wehen
sich mild und heimlich auf
und träuft, wenn heim wir gehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.
Alle gute Gabe kommt her
von Gott, dem Herrn,
drum dankt ihm, dankt,
drum dankt ihm, dankt,
und hofft auf ihn...

Jutta Respondek ist Mitglied der Gemeinde Bonn

So die erste Strophe des bekannten Liedes von Matthias Claudius (1740-1815), das noch heute im evangelischen Kirchengesangbuch zu finden ist und so passend zum Erntedankfest scheint. Das Lied beschreibt des Menschen Arbeit um das tägliche Brot und den Anteil des Himmels an Wachstum und Gedeihen, was in den Folgestrophen weiter ausgeführt wird. Alles menschliche Mühen reicht nicht, erst Gottes Segen, der in rechtem Maße Wind, Sonne und Regen spendet, lässt die Arbeit der Menschen fruchtbar werden und schenkt Auskommen, Freude, Zufriedenheit und Dankbarkeit. Dankbarkeit gegenüber Gott, der alles „was nah ist und was ferne" so wunderbar erschuf, vom Strohhalm und Sandkorn bis zu Sonne, Mond und Sternen, einschließlich Wind und Wetter für Büsch' und Blätter, für Korn und Obst, Vieh und Weide und seine Menschenkinder.

Unmäßigkeit

Hat das so noch Gültigkeit? Wird hier nicht eine längst vergangene Idylle besungen, in der die Menschen noch im Einklang mit der Natur, mit ihrem Wechsel der Jahreszeiten und in dankbarer Beziehung zu ihrem Gott und Schöpfer lebten? Wie sieht es heute, mehr als 200 Jahre später, aus?

Wir pflügen und beackern mit gewaltigen Maschinen unüberschaubare Bodenflächen, wir streuen in riesigen Mengen teils gentechnisch veränderte Samen auf das Land, sowie tonnenweise Kunstdünger, Gülle und Unkraut- und Schädlingsvernichter, um der Erde die höchst möglichen Erträge abzuringen. Das Vieh hat kaum noch Weide, sondern vegetiert als Lebendfleisch auf engstem Raum zusammengepfercht in Ställen und Käfigen, bis sein kurzes qualvolles Leben im Schlachtbetrieb endet und zu Billigwurst und -schnitzeln verarbeitet wird für den täglichen Bedarf der Verbraucher. Die Wälder mit ihren „Büsch' und Blättern" werden abgeholzt oder fallen der zunehmenden Dürre zum Opfer. „Des Himmels Hand" hat das rechte Maß von Sonne, Wind und Regen offenbar nicht mehr im Griff, das Gleichgewicht der Natur gerät immer mehr aus den Fugen und die Ernten vielerorts und das Überleben unzähliger Menschen sind bedroht. Sorgt Gott nicht mehr für seine Kinder, für Mensch und Vieh?

Schwierigkeit zu danken

Immerhin, uns hierzulande geht es nach wie vor gut. Auch im dritten Dürresommer brauchen wir uns um das tägliche Brot nicht zu sorgen und haben alles, was hier und anderswo auf der Erde wächst und gedeiht, im Überfluss. Täglich haben wir eine unendliche Auswahl an Nahrungs- und Genussmitteln zur Verfügung, von denen wir uns kaum eine Vorstellung machen, wie und wo sie produziert wurden und zu uns gelangten. Wir haben allen Grund, dankbar und zufrieden zu sein. Aber wofür und wem sollen wir danken? Dafür, dass wir immer satt und oft übersättigt sind, während anderswo Menschen und Tiere verhungern und verdursten? Für die industrielle Landwirtschaft und den globalisierten Markt, der unseren Wohlstand auf Kosten der Armen sichert? Für die Erntehelfer und Schlachthofarbeiter aus Osteuropa, die oft unter erbärmlichen Bedingungen für Billiglöhne bei uns arbeiten und das ganze System funktionsfähig machen? Für die Warnzeichen der Zeit: dass „der Himmel" immer öfter streikt und den Segen in Form von Tau und Regen verweigert, oder aber zerstörerische Naturkatastrophen sendet?

Angesichts dieser Wirklichkeiten kann es schwer werden mit dem Lob und Dank. Und wenn ich im Supermarkt zwischen den Regalen mit mindestens 50 Joghurtsorten und der Fülle anderer gefertigter Lebensmittel stehe, habe ich nicht unbedingt die Assoziation von guten Gaben, die Gott, der Herr uns schenkt. Eher schon, wenn ich einmal in der Woche auf unseren kleinen Markt gehe, der überwiegend hiesige Produkte zum Teil aus eigenem Anbau anbietet. Die überschaubare, freundlich präsentierte Auswahl an frischem Obst, Gemüse, Blumen, Kräutern und Freiland-Eiern lässt noch etwas von dem erahnen, was im obigen Erntedanklied mit guten Gaben gemeint und besungen ist. Auch wenn die hiesigen Bauern nicht mehr wie damals ackern, säen und ernten, ist doch noch ein gewisser Bezug zur Erde und zur Natur spürbar.

Aber wenn ich mit meinem Marktkorb nach Hause gehe und mich an seinem Inhalt freue und dankbar dafür bin, kann und darf ich dann vergessen, dass das ein Privileg ist und ich zu den Bevorzugten auf dieser Erde gehöre, die nicht hungern, und nicht zu den Vielen, denen der Himmel keine guten Gaben spendet? Kann ich Gott für diese Gaben danken, ohne zu fragen, warum Er sie nicht allen gewährt? Muss ich nicht zur Kenntnis nehmen, dass Seine Gunst offenbar nur Wenigen gilt und ich nur zufällig das Glück habe, dazu zu gehören?

Wem gebührt der Dank für die Früchte der Erde? Den Landwirten, Biotechnikern, Erntehelfern, Plantagenarbeitern in Südamerika, oder wo auch immer? Nicht zu vergessen die vielen Menschen in den Verarbeitungsbetrieben und Transportunternehmen auf Straße, Schiene, Meer und in der Luft. Sie alle tragen dazu bei, dass unsere Läden, Märkte, Tische und Teller immer gut gefüllt sind. Ohne sie würde nichts funktionieren, und es ist recht und billig, ihrer

wenigstens hin und wieder dankbar zu gedenken.

Und doch hat auch und vor allem Gott, den wir als Vater unser im Himmel anrufen und um das jeweilige tägliche Brot bitten, immer noch seine Hand im Spiel. Bei allem menschlichen Einsatz und technischen Fortschritt in Landwirtschaft und Nahrungsmittelerzeugung: nichts wächst ohne Regen und Segen, wir sind abhängig von Klima und Wetter, alles Geerntete ist und bleibt auch Gabe des Himmels. Dass diese Gottesgaben und alle Güter der Erde so ungerecht verteilt sind, und dass das Gleichgewicht der Natur nicht mehr intakt ist, liegt nicht in des Himmels, sondern in Menschenhand.

Der mit Intelligenz und Vernunft ausgerüstete Mensch ist in der Lage, das zerstörerische Werk seiner Hände und die Zeichen der Zeit zu erkennen, er hat sie auch längst erkannt und ist herausgefordert, endlich die notwendigen Konsequenzen zu ziehen. Das heißt neben politischem Umlenken und gerechter Verteilung aller Güter und Ressourcen für jeden Einzelnen kein „Weiter so", sondern Umkehr: umdenken, den eigenen Lebensstil hinterfragen, möglicherweise lieb gewordene Gewohnheiten und Bequemlichkeiten überwinden, sich beschränken. Wohlstand beinhaltet die Pflicht, Armut und Hunger zu bekämpfen; es bedeutet, Ausbeutung und Benachteiligung anzuprangern und sich für Gerechtigkeit und Auskommen für alle einzusetzen, und auch für die kommenden Generationen eine bewohnbare Erde zu hinterlassen.

In der Pflicht

In der biblischen Erzählung vom Brotwunder, in der von der wunderbaren Speisung von 5000 Menschen erzählt wird (Mt 14, 13-21), sagt Jesus zu seinen Jüngern den wichtigen Satz: „Gebt ihr ihnen zu essen!" Er nimmt sie in die Pflicht und bindet sie ein in die Aufgabe, die Hungrigen satt zu machen, und die Gaben, die vorhanden sind, auszuteilen. Brot und Fische werden durch die Hände der Jünger weitergegeben an die versammelten Menschen, die sie wiederum teilen und weitergeben. Das Wenige wird zum Überfluss und reicht für alle. „Und alle aßen und wurden satt", heißt es, ja, es blieb sogar noch jede Menge übrig.

So wenig, wie Jesus in der Erzählung als Einzelwundertäter auftrat, der im Alleingang die Volksmenge sättigte, so wenig werden heute durch ein göttliches Wunder die Hungernden der Gegenwart überall auf der Welt gerettet werden. Die Aufforderung und Verpflichtung „Gebt ihr ihnen zu essen!" gilt bis heute. Sie schließt den verantwortungsvollen Umgang mit der Erde und den Schutz und die Erhaltung der Umwelt mit ein. Das tägliche Brot, Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit, sowie alle Gaben, die sie hervorbringt und die nicht ohne den Segen des Himmels wachsen und gedeihen, sind für alle da. ■

Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

Das Kartoffelfeuer

VON RAIMUND HEIDRICH

In dieser dicken, glatten Knolle
steckt der ganze Sommer:
Wärme und Regen,
blauer Himmel und Gewitter.
Geschenke des Himmels und der Erde
an euch alle.

Harkt das Kartoffelkraut zusammen,
und gebt dürre Äste dazu.
Hell lodern die Flammen.
Würziger Rauch.
Werft nun die Kartoffeln hinein.

Wenn das Feuer niedergebrannt ist,
findet ihr in der Glut
tiefschwarze Aschesteine.
Holt sie heraus mit einem Stock,
lasst sie etwas abkühlen,
– verbrennt euch nicht die Finger –,
und brecht sie dann vorsichtig auf:
Hellgelbes in schwarzer Hülle.

Köstlich dieser dampfend-würzige Duft.
Genießt pustend das erste Stückchen.
Nichts schmeckt besser in diesen herbstlichen Tagen.

Teilt miteinander
mit bloßen Händen,
mit bloßen Händen
teilt miteinander! ■

Hintergrundfoto: Jacqui Brown, „Potato", Flickr

Wand

Hintergrundfoto: Ted Follow, „Chalice", Flickr

Herr,
wir bringen in Brot *und* Wein
unsere Welt zu dir.

dlung

VON JUTTA RESPONDEK

Wir bringen
was wir haben
das wovon wir leben
was wir brauchen
was uns erfreut

Brot

Frucht der Erde
und der menschlichen Arbeit

Wein

Frucht des Weinstocks
und der menschlichen Arbeit

unsere Welt

ihre Mühen und Plagen
alle Wunden und Ängste
die alltägliche Not

uns selbst

mit unserem Sorgen und Schaffen
mit unserem Vollbringen und Gelingen
mit unserer Freude und unserem Dank

wandle unsere Gaben
in Lebensbrot
in Freudentrank
in Heil und Segen
in Lebensfülle

wandle uns
in Friedensstifter
in Hoffnungsboten
in Zeugen deiner Liebe
inmitten der Welt ■

Bottrop

Abschied von Klara Robbers

In der Eucharistiefeier, die draussen auf der Rasenfläche zwischen Kreuzkampkapelle und Polizei/Finanzamt gefeiert wurde, verabschiedete sich am 9. September Pfarrvikarin Klara Robbers. Zwei Jahre unterstützte sie Pfarrer **Reinhard Potts** in Bottrop und Münster in der Seelsorge. Sie wird zunächst für fünf Jahre mit einem Stellendeputat von 75 Prozent als Pfarrverweserin in Münster mit dem Titel „Pfarrerin" tätig sein. Pfarrer Potts ist dann „nur noch" als Pfarrer für Bottrop, Pfarrverweser für Krefeld und Düsseldorf sowie als Dekan (Dechant) des Dekanates Nordrhein-Westfalen und als Beauftragter für Mission und Entwicklung im Katholischen Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland zuständig.

Zum Dank für ihr Engagement überreichte **Lisa Upietz**, die stellvertretende Vorsitzende des Kirchenvorstandes, der bekennenden Baumarkt- und Gartencenterliebhaberin einen Blumenstrauß. Die von zahlreichen Gemeindemitgliedern und Gästen unterschriebene Karte dazu trug die passende Aufschrift: „Zum Abschied alle guten Wünsche … ein Boot aus Mut, ein Mast aus Vertrauen, ein Segel aus Hoffnung und ein Meer aus Träumen."

„Ehe für alle"

Außerordentliche Synode der Christkatholischen Kirche der Schweiz

Im Rahmen einer ausserordentlichen Synodensession hat sich die Christkatholische Kirche mit der Frage befasst, wie sie sich zur liturgischen und sakramentalen Dimension der ‚Ehe für alle' stellt. Es ging also nicht um die Frage, ob Homosexualität in der Kirche generell akzeptabel ist oder ob eine Segnung von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften möglich ist. Zu beiden Fragen hat die Christkatholische Kirche bereits 2002-2004 positiv Stellung bezogen, und ein entsprechender Segnungsritus ist in Gebrauch.

Um sich mit dem Thema vertieft auseinanderzusetzen, wurden in Fachreferaten vier Modelle vorgestellt und dazu Thesen zur Begründung aus biblischer, systematisch-theologischer, liturgischer und pastoraler Sicht formuliert. Anschließend wurden diese Thesen in Gruppen diskutiert, um sich eine Meinung zu bilden.

Da die Synode für alle Kirchenmitglieder offen war, war die Konsultativabstimmung am Ende der Session nicht rechtskräftig. Sie machte aber die Richtung für die Weiterarbeit von Bischof und Synodalrat deutlich. In der Abstimmung schloss sich die große Mehrheit dem Modell an, welches das heutige Eheverständnis als beziehungsorientiert sieht. Dieses Modell sieht vor, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften liturgisch gleich gefeiert und theologisch gleich verstanden werden wie gemischt-geschlechtliche Partnerschaften.

Berlin

Neuer Vorstand des Rogate-Klosters

Prof. Dr. **Markus Beckmann** (Nürnberg) und **Florian Wiese** (Wilhelmshaven) sind neu in den Vorstand des Trägervereins des Rogate-Klosters Sankt Michael zu Berlin gewählt worden. Die Mitgliederversammlung wählte einstimmig Gründungsmitglied Beckmann zum 2. Vorsitzenden und Wiese zum Schatzmeister des 2009 gegründeten Vereins. Wiese ist Ratsherr im Rat der Stadt Wilhelmshaven und gehört der SPD-Fraktion an. 1. Vorsitzender bleibt Br. Franziskus Aaron (Wilhelmshaven/Berlin).

Das ökumenische Kloster ist seit 2013 durch die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und seit 2016 durch das Katholische Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland anerkannt. Es besteht aus einer geistlichen Gemeinschaft, die seit ihrer Gründung in Berlin und seit 2017 in Wilhelmshaven und Friesland mit Demokratie-, Sozial und Kulturprojekten aktiv ist.

„In Verbindung bleiben“

Einladung zum 1. *baf*-Onlinetreffen 16./17. Oktober 2020

VOM BAF-VORSTAND

Liebe Frauen, wir freuen uns sehr, euch zu einer ganz besonderen Premiere einzuladen: zu unserem ersten *baf*-Onlinetreffen 2020 an zwei Tagen im Oktober via Zoom!

„In Verbindung bleiben“ haben wir als Motto gewählt, weil wir spüren, wie wichtig uns das gerade in Coronazeiten ist:

Die Abstandsregelungen und Kontaktbeschränkungen sind für viele von uns eine große Herausforderung, ebenso wie die Sorge und die Unsicherheit in gesundheitlicher, gesellschaftlicher und für viele auch in existenzieller Hinsicht. Kein pulsierendes Leben, kein Singen und Tanzen, kein naher, fühlbarer Kontakt, keine Umarmungen mehr, vermutlich jedenfalls viel weniger von alldem, als wir es gewohnt waren.

Gerade in solch einer Krisenzeit, wo vieles sich schnell verändert, wir weniger Sicherheit haben und die Aussichten ungewiss sind, brauchten wir als Menschen eigentlich umso mehr Kontakt und Verbindung, um uns wieder sicherer zu fühlen und uns all dem nicht allein gegenüber zu sehen.

Darum ist uns „in Verbindung bleiben“ ein großes Anliegen. Wir als *baf*-Vorstand haben immer wieder erfahren, wie gut es uns getan hat, uns immerhin im virtuellen Raum zu begegnen. Wie verbindend es war, einander Anteil haben zu lassen an unserer momentanen Situation, an den Gefühlen, die uns bewegen, an dem, was uns wichtig ist, Sorgen macht oder beschäftigt. Zwar war es zwischendurch auch immer wieder eine Herausforderung, mit den technischen Gegebenheiten und Einschränkungen umzugehen, die alte PCs und schwache Internetverbindungen manchmal bedeuten; gleichzeitig haben wir erleben dürfen, wie verbindungsfördernd „Zoomen“ sein kann.

Und nicht nur untereinander in Verbindung zu bleiben ist uns essentiell wichtig, sondern vor allem, uns mit Gott zu verbinden – uns immer wieder neu auf unsere Quelle auszurichten, die uns Kraft und Orientierung, Friede und Vertrauen in Fülle schenkt.

Gerne machen wir unseren *baf*-Zoomraum nun für alle Frauen auf und freuen uns darauf, uns gegenseitig zu begegnen, uns zu sehen, zu hören, miteinander zu beten, zu lachen, uns zu bewegen, zu meditieren, uns auszutauschen und in Verbindung zu kommen.

Wir laden alle Frauen dazu ein, ob bereits *baf*-Mitgliedsfrauen oder einfach neugierig und interessiert, dass wir uns gegenseitig einen Raum schenken, in dem wir diese Verbindung zum Göttlichen und unter uns Menschen neu aufnehmen, lebendig halten und vertiefen.

Die Vorbereitungen für unser Onlinetreffen am 16. und 17.10.2020 sind in vollem Gange und eine große Herausforderung für uns alle.

„Nur Mut“ sagen wir uns immer wieder, und auch wenn vielleicht nicht alles perfekt klappt – aber wann tut es das schon? ;-) – freuen wir uns auf Euch, auf alle, die Lust haben und es wagen, sich online einzuklinken und einfach dabei zu sein.

- Die Zugangsdaten verschicken wir an alle Frauen, die sich bis zum 13.10. per Mail unter dieser Adresse bei uns angemeldet haben: frauenseelsorge@alt-katholisch.de (Frauenseelsorgerin Brigitte Glaab).

Donnerstag, den 15.10., 19:30 – 20:00 Uhr — „Übung macht die Meisterin“

Für alle, die unsicher und noch unerfahren in Onlinemeetings oder mit Zoom sind, gibt es an diesem Termin die Möglichkeit auszuprobieren, wie sie mit dem Link in unseren Online-Raum bei Zoom kommen – sowohl über Internet mit Kamera und Ton als auch über Smartphone und Telefon. Der Link hierzu wird am Tag vorher mit den Zugangsdaten verschickt.

„In Verbindung bleiben“ – *baf*-online

- Freitag, den 16.10., 19:30 – 20:30 Uhr
- Samstag, den 17.10., 9:00 – ca. 10:00 Uhr und 15:30 – ca. 17:00 Uhr
- Nähere Infos auf Facebook und auf unserer Homepage www.bafimnetz.de
- Auch über die Pfarrämter wird es eine Einladung geben.

Wir freuen uns schon sehr auf unser Wiedersehen!

Lydia Ruisch, Brigitte Glaab
und der gesamte baf-Vorstand

Saarbrücken

Zum Gottesdienst aufs Wasser

VON DAGMAR TRENZ

In den letzten Monaten fanden Gottesdienste an vielen unterschiedlichen Plätzen statt. Einen Gottesdienst auf einem Ausflugsschiff im Zentrum der Stadt zu feiern, zählt aber sicherlich zu den ungewöhnlicheren Orten. In der Pfarrgemeinde Saarbrücken kam diese Idee durch die guten Kontakte von Diakon Michael Bastian zur Personenschifffahrt zustande. Denn anlässlich des „Saarspektakels", eines großen Volksfestes an und auf der Saar, lädt der Geschäftsführer alljährlich zu einem Gottesdienst ein. Die alt-katholische Pfarrgemeinde durfte diese Feier jetzt schon zum zweiten Mal gestalten.

Die Corona-Pandemie habe vieles verändert, sagte Diakon Bastian. Das betraf schon das Fest selbst, das dem Verbot von Großveranstaltungen erlag. Während normalerweise jede Menge Trubel am Ufer herrscht, konnte der Gottesdienst in diesem Jahr in einer ruhigen Atmosphäre stattfinden und lockte vielleicht auch Menschen auf das Boot, die eher selten in eine Kirche gehen. Statt Orgelklängen begleitete eine Band den Gottesdienst mit

Schiffskapitän Günter Emmer begrüßt die Gottesdienstmitfeiernden; rechts Diakon Michael Bastian

New Orleans Jazz und Songs wie „Over the Rainbow" oder „Wonderful World". Das Evangelium des Tages – Matthäus 14,22-33 – passte zudem hervorragend zu einem Schiffsgottesdienst: Jesus und der sinkende Petrus auf dem See. Diakon Bastian sprach das Verhalten des Petrus an und predigte über die Grundfrage des Vertrauens gerade in dieser schwierigen Zeit einer Pandemie. ■

Kassel

Ein Traum ging in Erfüllung

Alt-Katholiken weihten vor 30 Jahren ihr Gemeindezentrum ein

VON CHRISTA BILO

Endlich ein eigenes Zuhause – dieser Traum wurde am 16. September 1990 für die alt-katholische Gemeinde Kassel mit der Einweihung des Johannes-Gemeindezentrums in der Friedrich-Ebert-Straße 111 wahr. Seit nunmehr 30 Jahren ist es ein Ort der Begegnung für die Gemeindemitglieder, Freundinnen und Freunde und Interessierte. Das wurde am 6. September mit einem Jubiläumsgottesdienst als Auftakt gefeiert – wegen der aktuellen Corona-Vorgaben allerdings nur in kleinem Rahmen.

Einige Gemeindemitglieder können noch von der Gastfreundschaft erzählen, die andere Kirchen nach dem Zweiten Weltkrieg den Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken gewährt hatten. Der alt-katholische Pfarrbezirk Nordhessen war am 1. April 1947 errichtet worden, und am 1. August 1964 wurde Kassel mit Nordhessen zur eigenständigen Pfarrei. Als erster hauptamtlicher Pfarrer der Gemeinde wurde Dr. Hans-Jürgen van der Minde am 9. Oktober 1988 eingeführt. Er feierte mit der Gemeinde

fast zwei Jahre lang einmal im Monat in der Kapelle der Lutherkirche Gottesdienst.

In einem Gespräch mit dem Pastor der Baptisten erfuhr van der Minde, dass die „Kirche des Nazareners" einen Käufer für ihren ehemaligen Gottesdienstort suchte. Die Kontaktaufnahme mit der Nazarenerkirche verlief erfolgreich. Der Landessynodalrat stellte schließlich die finanziellen Mittel für den Erwerb der Räumlichkeiten im Erdgeschoss des Hauses Friedrich-Ebert-Straße 111 zur Verfügung. Nun standen Renovierung und Inneneinrichtung an. Der Altar wurde aus der alt-katholischen Gemeinde Bottrop herangefahren, ein bronzefarbenes Kreuz stammte aus Würzburg, und der Tabernakel ist eine Stiftung aus Rosenheim.

So war es ein Freudentag, als Pfarrer Hans-Jürgen van der Minde zum ersten Gottesdienst im eigenen Gemeinde-Zuhause einlud. Jeden Sonntag wird seitdem hier

Gottesdienst gefeiert, viele Feste führten Mitglieder und Gäste zusammen, und bei Liederabenden verwandelte sich der Altarbereich in eine Bühne. Die Räumlichkeiten wurden Treffpunkt verschiedener Kurse, und mittlerweile kommt die „Gemeinschaft Christi“ einmal im Monat zusammen. „So können wir als Gemeinde, die immer wieder auf die Gastfreundschaft anderer angewiesen war und ist, auch anderen ein Stück Heimat ermöglichen“, sagt der jetzige Pfarrer Andreas Jansen, der wie seine Vorgänger zusätzlich für die Teilgemeinde West-Thüringen zuständig ist.

Das Gemeindezentrum wurde vor 30 Jahren nach dem Evangelisten Johannes benannt und umfasst Kirchenraum, Sakristei und Gemeinderaum mit Küche sowie eine Garderobe und sanitäre Anlagen. In den vergangenen sechs Jahren wurden in Etappen umfangreiche Erneuerungsmaßnahmen ausgeführt.

Im Februar 2020 verstarb Pfarrer van der Minde, der der Gemeinde auch nach seiner Verabschiedung in den Ruhestand im Dezember 2006 eng verbunden geblieben war, im Alter von 79 Jahren.

Der Titel „Kirche im Aufbruch“, der dem Gemeindebrief vor 30 Jahren in freudiger, erwartungsvoller Stimmung gegeben worden war, ist als Herausforderung für die Gemeinde heute so aktuell wie damals. ■

Dortmund

„Löscht diesen Geist nicht aus!“

Weckruf des Männerkreises in Zeiten der Corona-Pandemie

VON BRUNO HESSEL

Der Männerkreis der alt-katholischen Gemeinde St. Martin in Dortmund hat an drei Abenden über unsere gesellschaftliche Situation, die durch die Corona-Pandemie die Schwächen und Stärken unserer Gesellschaft, aber auch der Kirchen besonders deutlich gemacht hat, nachgedacht und beraten. Der Männerkreis hat den folgenden Weckruf entworfen, diskutiert und gemeinsam verabschiedet. Diese Überlegungen werden zur Zeit in der Gemeinde St. Martin diskutiert. Es ist dem Männerkreis ein Anliegen, dass die Alt-Katholische Kirche in einer gesellschaftlichen Situation, die uns mit Sorge erfüllt, als eine diakonische Kirche erkennbarer wird und Partei ergreift für Ziele, die im folgenden „Weckruf“ benannt werden. Über Rückmeldungen an den Männerkreis (brunohessel@freenet.de) würden sich die Autoren freuen.

Die Corona-Pandemie, in der viele Menschen unbegleitet starben und sterben, viele Menschen plötzlich von Existenzsorgen bedrängt wurden und werden und Kirchenräume geschlossen waren und sind, hat uns veranlasst, nicht nur zu unseren Mitmenschen Abstand zu halten, sondern auch *innezuhalten* und über unsere vernetzte, aber auch gefährdete und maßlos gewordene Welt nachzudenken. *Es ist Zeit, den Weckruf zu vernehmen und Zeit für eine Umkehr.* Im Lichte des Evangeliums, dieser frohmachenden Botschaft Jesu gerade für Menschen, die von vielen Dunkelheiten belastet sind, stellen wir als alt-katholische Gemeinde einige Fragen an die Entscheidungsträgerinnen und -träger in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft, *aber auch an uns selbst*. Wir formulieren im Folgenden unsere Kritik, aber auch unsere Hoffnung und unsere Sehnsucht. Wir fragen uns, was wir aus dieser Krise gelernt haben und was wir zu ändern bereit sind.

Kritik, Hoffnung und Sehnsucht

1. Werden wir die neu erlebten Haltungen von *Solidarität, Dankbarkeit, Demut und Bescheidenheit* bewahren und schützen oder zurückfallen in den *alten Machbarkeitswahn*, in die *Marktvergötzung und Gigantomanie* des „immer höher, schneller, größer, weiter“? Ist uns wieder deutlich geworden, dass wir nicht die „Macher, sondern Empfänger unseres Lebens“ sind und unser Leben ein Geschenk ist („verdankte Existenz“, H. Zahrnt)?
2. Werden wir unsere Sehnsucht nach einer wirklich *sozialen und ökologischen Wirtschaftsordnung* ohne den abstoßenden Raubbau an Mensch, Tier und Natur wachhalten und sind wir bereit, dafür einen angemessenen Preis zu zahlen und auch Verzicht zu üben? Verzicht kann bereichern und neue Kraft verleihen. Wir wissen heute, dass ohne eine *Agrarwende*, ohne die *Beendigung einer skandalösen Massentierhaltung* weder die Grundwasservergiftung noch die schonungslose Abholzung der Regenwälder und der Raubbau an der Natur verhindert werden können. Wir sollten uns als *kritische Konsumenten* unserer Macht bewusst sein und über eine *„Wende zum Weniger“* nachdenken.
3. Wir erwarten von uns Christen in den Kirchen, dass wir mitarbeiten an einer Welt, in der *das Sein, Lebendig-Sein*, und ein solidarischer Umgang mit den begrenzten Ressourcen unseres Planeten Vorrang haben vor dem Haben und der Anhäufung überflüssiger Dinge. *Eigenverantwortung und Nachhaltigkeit* sind die Haltungen, die unsere *Achtung vor der Schöpfung Gottes* zum Ausdruck bringen. *Eine Kultur des Teilens und des Respektes* sind der Beitrag der Christen, um auch den *Fluchtursachen und dem Klimawandel* zu begegnen. Diese Kultur finden wir *im Denken und Verhalten Jesu* exemplarisch vorgelebt.
4. Die Corona-Krise hat uns auch mehr Wesentlichkeit, mehr Lebensintensität und einfache und doch vielfältige Kreativität gelehrt. Das Wort Jesu „Ich bin gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ist“ (Lk 19,10), meint vielleicht nicht nur, die vielfältig verlorenen Einzelnen wahrzunehmen, sondern auch eine verloren gegangene *Kultur der Stille und Langsamkeit, der Herzensreinheit und neuen*

Geschwisterlichkeit zurückzugewinnen. Christen lassen sich in diese Suchbewegung Jesu mit hineinnehmen, ohne sich anmaßen zu wollen, sie könnten die Welt retten. Aber auf uns, die Christen, kommt es durchaus an. Wir mischen uns ein und stehen auf Seiten der Schwachen und fördern eine Kultur der Lebendigkeit, vor allem aber eine *größere Gerechtigkeit*. Ein Symbol dafür ist, dass die Kirchen allen Versuchen, die „Sonntagsruhe" aus Gründen eines menschenfeindlichen Marktdiktates abzuschaffen, widerstehen. Alle Menschen, nicht nur die Christen, brauchen die „Erhebung der Seele", die Unterbrechungen im Hamsterrad eines oft *unwürdigen Leistungskampfes und Perfektionszwanges*. Man kann nicht die Sonntagsruhe abschaffen, nur um am Montag marktgerecht neue Burn-out-Kliniken zu eröffnen. Menschen werden eher in der Tiefe ihrer Seele mehr Frieden finden als in einer *lärmenden Oberflächengesellschaft*. Für Christen meint die Tiefe ihrer Seele zugleich auch die Erhebung ihrer Seele zu Gott.

Einladung

Wir, der Männerkreis der alt-katholischen Gemeinde St. Martin in Dortmund, laden Christinnen und Christen und **alle** Menschen guten Willens ein, mitzuarbeiten an einer solidarischen, nachhaltigen und menschenfreundlichen Welt. Wir appellieren an alle Menschen und an uns selbst: *Löscht den guten Geist Gottes in dieser Welt nicht aus,* sondern baut mit an einer Welt, die im Geiste des Respekts vor der Natur und den Menschen und im Geist geschwisterlichen Teilens das Leben auf diesem Planeten mitgestalten will zum Wohl aller. Lasst uns mutig und selbstgewiss, bescheiden und demütig und im Vertrauen auf Gott noch heute damit anfangen.

Jede einzelne Gemeinde kann ihren eigenen Weg suchen und finden, wie sie konkret, also in kleinen Schritten der Nachhaltigkeit und einer wirklich *sozialen und ökologischen Wirtschaftsordnung* den „Rücken stärkt". Vor diesem Hintergrund wünschen wir uns, dass viele Kirchengemeinden die Voraussetzungen schaffen für das ökumenische Siegel *„Faire Gemeinde"* (= 1. Bewusst konsumieren, 2. Nachhaltig wirtschaften, 3. Global denken und handeln, 4. Sozial handeln). Damit wollen wir einen spürbaren und konkreten Beitrag leisten *zur Bewahrung der guten Schöpfung Gottes.*

Der Männerkreis:
Bruno Hessel (Sprecher), Wolfgang Becker, Peter Domansky, Hans-Jörg Lütgerhorst, Werner Heisig, Thomas Schleuß, Peter Teglas, Hans Weskamp

Diakoninnen und Diakone stellen sich vor

Georg Spindler

In unserem Bistum gehören sie vielerorts doch noch immer zu einer unbekannten Art: Diakoninnen und Diakone. Um das zu ändern, werden sie sich Ihnen in einer losen Folge nach und nach vorstellen.

Ich heisse Georg Spindler, bin am 26. August 1950 geboren und am 17. Dezember 1978 zum Diakon ordiniert worden. Der damalige Münchner Erzbischof Kardinal Joseph Ratzinger legte mir nach siebenjähriger berufsbegleitender Vorbereitung in der Münchner Kathedrale die Hände auf.

Als Vierzehnjähriger begann ich meine Lehre im Maler- und Lackiererberuf und legte 1967 erst die Facharbeiterprüfung und dann 1978 die Meisterprüfung ab. Im Laufe der Zeit spezialisierte ich mich auf italienische und mittelalterliche Wandtechniken, auf Kalligraphie und Wandbilder. Dazu lernte ich einige Fremdsprachen, von denen ich zwei seit 1977 auch an der VHS unterrichte. Außerdem habe ich über vierzig Gruppenreisen geleitet: nach Palästina, Israel, Syrien, Libanon, Jordanien, Italien, Tschechien und Rumänien. Ich bin auch im Bereich Erwachsenenbildung als Referent für kirchliche und kirchengeschichtliche Themen und für Orientalistik tätig.

Als römisch-katholischer Diakon war ich u. a. in der Seelsorge an italienischen, spanischen und kroatischen Gastarbeitern tätig. Seit meinem Übertritt 1992 in unser Bistum bin ich Diakon in der alt-katholischen Gemeinde Rosenheim und kümmere mich um die beiden diakonischen Projekte (Kinderdorf Sântana in Rumänien und Waisenhaus Crèche in Bethlehem, Palästina).

Bis etwa 2011 habe ich in Rosenheim regelmäßig Gottesdienste gehalten, den Gottesdienst mitgefeiert und gepredigt. Seit 2012 bin ich nun für die kleine Nebenstelle in Bad Reichenhall zuständig. Dort trifft sich eine kleine, ökumenisch offene Gemeinde vierzehntägig in der Krankenhauskapelle mit mir zum Gottesdienst. Dieser Dienst macht mir viel Freude. Auch Patienten des Krankenhauses nehmen oft daran teil. Meine Frau begleitet den Gottesdienst musikalisch und bringt viele Ideen mit ein.

Auch in der Bad Reichenhaller Ökumene sind wir engagiert und gestalten u. a. einen Ökumenekreis mit. Ein weiteres Aufgabengebiet besteht darin, den jeweiligen österreichischen Bischof als Delegat für die Alt-Katholiken in Kroatien und Bosnien zu unterstützen. Das sieht so aus, dass ich den Bischof begleite bzw. fahre, als Dolmetscher diene, im Gottesdienst mitwirke und die Predigt übersetze. Dazu kommen viele Mails, Dokumente und Telefongespräche, die zu übersetzen sind.

Versöhnungsarbeit

Nie habe ich mich als Diakon mehr mit meiner Berufung eins gefühlt als in der Zeit der vielen Hilfstransporte und in der Begleitung unserer damaligen bosnischen, überwiegend muslimischen Kriegsflüchtlinge. Und nie werde ich das Wort vergessen, das mir einmal einer von ihnen sagte: „Es ist schon merkwürdig: Die einen Christen haben auf uns geschossen und uns vertrieben, und ihr anderen Christen helft uns, wieder als Menschen leben zu können." Aber wenn ich mir denke, welche Widerstände wir damals zu spüren bekamen, wie oft ich gefragt wurde, warum wir

uns um „die da“ kümmern: „Die sollen doch bleiben, wo sie waren, die gehen uns doch nichts an!“…

Oder nicht lange nach dem 11. September 2001, als mir die Idee kam, zu einem christlich-muslimischen Friedensgottesdienst in unsere Rosenheimer Kirche einzuladen: Nach einigen Widerständen auch in der eigenen Gemeinde war es dann soweit und etwa 50 Christen verschiedener Konfessionen, aber auch etwa 150 Muslime (Frauen, Kinder, Männer) füllten die Kirche. Ein junger Imam sang Suren aus dem Koran, ein Mann aus unserer Pfarrei las die Seligpreisungen, der Vorsteher der muslimischen Gemeinde und ich predigten gemeinsam über Frieden und Versöhnung, wir beteten und sangen gemeinsam, und am Ende tranken wir Tee, Fruchtsaft und andere alkoholfreie Getränke und aßen dazu Gebäck, das wir „Friedenstauben“ nannten, das aber eigentlich Enten waren. Ich erinnere mich noch gut, wie glücklich ich war, als der Polizist sagte, der samt Dienstpistole zu unserer Sicherheit zu uns in die Kirche geschickt worden war, wie wohl er sich dabei gefühlt hätte.

In der Frühen Kirche war es gerade der Diakon, der von Amts wegen immer wieder auf oft verborgenes Leiden aufmerksam machte und sich bemühte, Not, Unrecht und Elend beim Namen zu nennen. Die „großen“ römischen Diakone, Laurentius war einer von ihnen, sahen gerade darin ihre Aufgabe. Der Diakon war es, der den Bischof und die Gemeinde auf dem Laufenden hielt und sie an ihre Berufung erinnerte, Licht in der Dunkelheit und Salz der Erde zu sein. Diese Tradition wieder aufleben zu lassen, halte ich für sehr wichtig.

Wie stelle ich mir Kirche vor? „Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts!“ An dieses Wort des ehemaligen Bischofs von Évreux, Jacques Gaillot, denke ich sehr oft. Kirche hat nur den einen Zweck: Licht, Hoffnung und Liebe zu verbreiten. Nur deshalb gibt es Gottesdienst, Predigt und Diakonie.

Als Kind wollte ich einmal Lokomotivführer werden, aber nur ganz kurz. Später , so etwa ab sechs Jahren, wollte ich dann genau das werden, was ich mir als Beruf aussuchte. Ich habe immer schon gerne gemalt, gezeichnet und Bilder und Wände gestaltet.

Ich würde gerne noch gründlich arabisch lernen.

Mein Lieblingsbuch? Schwer zu sagen. Ich liebe die Bücher von Donna Leon sehr, von Paulo Coelho, aber auch das Werk Rainer Maria Rilkes. Ein Buch von Reshad Field – es heißt „Ich ging den Weg des Derwisch“ – hat mich tief beeindruckt und geprägt.

In meiner Freizeit male ich gerne (!), lese gerne, wandere gerne und reise gerne, am liebsten aber mit meiner Frau Barbara. ■

für Sie gelesen

Der Jude Jesus

Walter Homolka, *Der Jude Jesus – Eine Heimholung.*
Herder-Verlag, 256 Seiten. ISBN 978-3-451-38356-4. 22 Euro.
VON SEBASTIAN WATZEK

In seiner „Einleitung in die drei Evangelien“ (Berlin 1905) stellt der evangelische Bibelwissenschaftler und Orientalist Julius Wellhausen sehr pointiert fest: „Jesus war kein Christ, Jesus war Jude“. Auch wenn diese Feststellung heute sehr selbstverständlich, wenn nicht geradezu banal klingen mag, ist es noch gar nicht so lange her, dass Christen wie auch Juden angefangen haben, sich mit „dem Juden Jesus“ auseinanderzusetzen. „Wieso hat sich neben der christlichen auch eine jüdische Leben-Jesu-Forschung herausgebildet? Warum war es denn für Juden interessant, dass man sagen konnte ‚Jesus war Jude‘?“ Diese zwei Fragen beschäftigen Rabbiner Walter Homolka seit mittlerweile dreizehn Jahren. Sein neuestes Buch *Der Jude Jesus – Eine Heimholung* kann man getrost als Essenz dieser jahrelangen intensiven Auseinandersetzung betrachten.

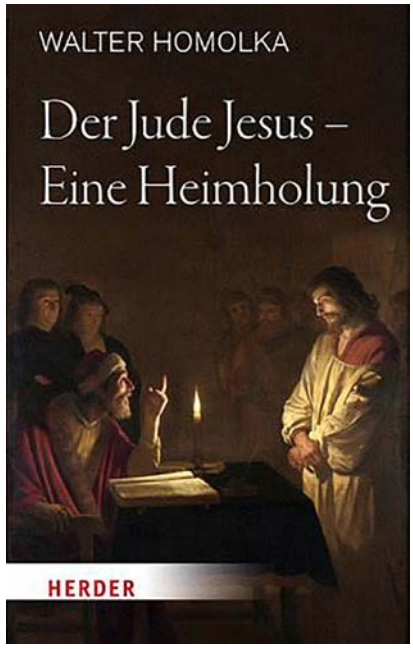
Walter Homolka zeichnet die Entwicklung dieser jüdischen Auseinandersetzung mit der Person Jesu kundig und detailliert nach „von Distanz und ängstlicher Abgrenzung zu vorsichtiger Auseinandersetzung, später sogar zur richtiggehenden

Heimholung Jesu ins Judentum" (S. 217 f.). Erfreulicherweise wird neben der jüdischen Leben-Jesu-Forschung und neuesten Forschungsergebnissen der Archäologie auch auf die jüdische Auseinandersetzung in Kunst und Literatur eingegangen. Das verleiht dem Buch eine größere Weite und schafft einen größeren Überblick. Bei der Fülle und Tiefe dieser Thematik bleibt es natürlich nicht aus, dass einige Personen und Themen nur gestreift werden können, wo ich mir manchmal etwas mehr Information und Auseinandersetzung gewünscht hätte. Dafür entschädigt aber der fundierte Fußnotenapparat sowie das ausführliche Literaturverzeichnis von 23 Seiten sowie das Register von sechs Seiten, welche die Möglichkeit für eigene Entdeckungen und Vertiefung bieten. Allein an das Format der gebundenen Ausgabe (L/B/H 19,3/12,5/2,7 cm) musste ich mich erst einmal gewöhnen.

Christlich-jüdischer Dialog auf Augenhöhe in Buchform

Das Spannende an *Der Jude Jesus — Eine Heimholung* für mich war der Eindruck, dass es nicht nur ein sehr wichtiger Beitrag für einen christlich-jüdischen Dialog ist, sondern dieser sozusagen schon stattfindet! Zuallererst fiel mir die Widmung an den im interreligiösen Dialog engagierten und kritischen römisch-katholischen Theaterintendanten und Regisseur Christian Stückl und die Oberammergauer Passionsspiele auf, welche 2020 den mit 10.000 Euro dotierten Abraham-Geiger-Preis gewonnen haben. Stückl, der für 2022 zum vierten Mal die Leitung der Passionsspiele übernommen hat, erhielt diese Auszeichnung dafür, dass er es geschafft hat, diese ohne christlichen Antijudaismus zu einer ausgewogenen Darstellung innerjüdischer Konflikte zu erneuern.

Neben dieser an sich schon recht beeindruckenden Widmung findet sich dazu nach dem Vorwort von Walter Homolka das längere und fundierte Geleitwort *Die Heimholung Jesu als Anstoß für die christliche Theologie. Zum Geleit* des römisch-katholischen Theologen Jan-Heiner Tück, Professor für Dogmatik an der Katholisch-Theologischen Fakultät



der Universität Wien. Der Anstoß oder besser gesagt die Herausforderung besteht für Jan-Heiner Tück darin, dass die Christen Jesus als „Retter und Freund" (S.48) verehren und somit ohne Absolutheitsanspruch anderen Religionen gegenüber zu ihrem christlichen Bekenntnis stehen können, während Jesu von den Juden als „Sohn des Volkes Israel und Bruder" (S.48) gewürdigt werden könne. Einige neue christologische Ansätze zu einem jüdisch-christlichen Dialog auf Augenhöhe finden sich in dem parallel erschienenen Sammelband *Christologie zwischen Christentum und Judentum: Jesus, der Jude aus Galiläa, und der christliche Erlöser* (Mohr Siebeck 2020), welches Walter Homolka zusammen mit der reformierten Theologin und Judaistin Kathy Ehrensperger am Abraham-Geiger-Kolleg an der Universität Potsdam und dem evangelischen Theologen Christian Danz von der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien herausgegeben hat.

Von Abgrenzung und Entfremdung hin zu einer selbstbewussten Heimholung

Für die meisten Juden hatte und hat Jesus von Nazareth so gut wie keine Bedeutung. Das liegt schon einmal im Wesen des Judentums selbst begründet. Für Walter Homolka ist Jesus aus jüdischer Sicht zwar „ein bedeutender Mann für seine Zeit" (S.220), aber er ist nur einer unter „vielen großen Männern" (S.220) und nimmt deswegen keine besondere Stellung ein. Mehr noch, mit den Worten des deutsch-schweizerischen Judaisten und Historikers Ernst Ludwig Ehrlich „hat das Judentum niemals den einen Lehrer gekannt, nur die Kette der Lehrer, den Strom der Tradition. Es hat sich stets dagegen gesträubt, einen einzigen Menschen in den Mittelpunkt zu stellen" (S.220). „Diese jüdische Beschäftigung mit der zentralen Figur des Neuen Testaments ist nicht grundsätzlicher Natur gewesen" (S.98), ja konnte es wegen ihrer tiefsitzenden Skepsis gegenüber religiösen Stiftergestalten auch nicht gewesen sein.

Der Gestalt des Jesus von Nazareth oder besser von „Jesus als dem dogmatisierten Christus" (S. 9) begegnete das Judentum zuerst in seinen vielen Facetten bis zum 18. Jahrhundert fast durchgehend nur negativ in Form von christlichen Anfeindungen und Triumphalismus, antijudaistischen Überlegenheitsansprüchen, einem ständigen Missionierungsdruck bis hin zu Hass und offener antisemitischer Gewalt. Das Judentum bildete somit einen schwarzen Hintergrund, vor dem sich das Christentum profilieren und seine eigene Identität herausarbeiten konnte. Jüdische Polemiken im Talmud, in der Mischna und vor allem in den frühmittelalterlichen *„Toldot Jeschu"* sind somit jüdische polemische Reaktionen und Parodien auf das Leben und die Gestalt Jesu gegenüber Angriffen aus dem christlichen Lager.

Mit seltenen Ausnahmen weniger positiver jüdischer Stimmen gegenüber Jesus in früheren Zeiten wie die von Rabbi Menachem Ha-Meiri von Perpignan aus dem 13. Jahrhundert, dass „die Christen keine Götzendiener seien" (S. 74), setzt nun, mit einigen Vorläufern in der Renaissance, spätestens im 18. Jahrhundert eine Wende ein. Jesus wird von jüdischer Seite nun nicht mehr generell als Teil einer jüdischen Häresie angesehen, sondern als jemand, der genuin jüdisch und verwurzelt im Judentum seiner Zeit war.

In seiner überzeugenden und leicht verstehbaren Darstellung einer ersten Annäherung von Juden und Christen in der jüdischen Aufklärung über die jüdische und christliche

Leben-Jesu-Forschung im 19. Jahrhundert, den Berliner Antisemitismusstreit, die Kontroverse zwischen Leo Baeck und Alfred Harnack bis hin zur jüdischen Leben-Jesu-Forschung im 20. und 21. Jahrhundert zeigt Walter Homolka auf, dass die jüdische Beschäftigung mit Jesus als einem von ihnen immer eine bestimmte Funktion gehabt hat: Sie diente dem jüdischen Wunsch nach politischer Gleichberechtigung und Teilhabe an der Gesellschaft ohne Aufgabe der eigenen jüdischen Identität. Dies war im Königreich Preußen eines Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Ideologie eines christlichen Staates natürlich ungleich schwieriger zu erreichen als dann in der Weimarer Republik mit der Begrenzung des Christentums durch die Weimarer Reichsverfassung.

Nun bestand die Möglichkeit des Judentums, auf Augenhöhe jedenfalls eine eigene Identität zu entwickeln. Dazu diente dann die „Heimholung Jesu" in das Judentum als exemplarischen Juden, als jüdischen Protagonisten, als mahnenden Propheten, als Revolutionär und Freiheitskämpfer, als großen Bruder und messianischen Zionisten seit dem 19. Jahrhundert bis heute. Seit Ende des 19. Jahrhunderts und natürlich verstärkt durch die Erlebnisse der Shoah und der Gründung des Staates Israel diente „Jesus, der leidende Jude" als „Projektionsfläche jüdischer Identitätsbewältigung" (S. 17), dessen „Schicksal zutiefst mit dem seines Volkes verbunden" (S. 15) ist.

Der Exkurs von Walter Homolka über die Wirkungsgeschichte des jüdischen Jesus in der Moderne in der Theologie, Literatur sowie in der Kunst in seinem Vorwort ist ohne Zweifel eine der besonderen Stärken dieses Buches. Ein solch umfassender Überblick an AutorInnen und KünstlerInnen – auch aus Osteuropa und natürlich aus dem angelsächsischen Raum (hier besonders die USA) – sowie Walter Homolkas eigene Würdigungen und Kritik dazu werden schwerlich anderswo so komprimiert in einem Buch zu finden sein. ■

Verrat an Islam?

Mouhanad Khorchide, *Gottes falsche Anwälte – Der Verrat am Islam.*
Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2020. ISBN 978-3451386718. 22 Euro.

VON GEORG SPINDLER

Dieses Buch kam per Post zu mir; ich öffnete das Paket, ich begann zu lesen und konnte nicht mehr aufhören. Das neue Buch des islamischen Theologen und Soziologen Prof. Dr. Mouhanad Khorchide beschreibt derart spannend die Entwicklung des Islam von einer Botschaft der Zuwendung Gottes und seinem Angebot zur Selbstbestimmung und zur Freiheit des Menschen hin zu einer Religion der Gesetzlichkeit und Unterwerfung unter politische Machthaber, dass es kaum möglich ist, die Lektüre zu unterbrechen.

Die Hauptthese dieses Buches lautet: Bei dem Islam, wie er heute den meisten Menschen begegnet, handelt es sich um eine manipulierte Version dieser Religion. Die Hauptintention der Verkündigung des Propheten Mohammed lag zu Beginn im 7. Jahrhundert darin, die Menschen aus ihrem Status als fremdbestimmte Objekte zu befreien und ihnen den Weg zu selbstbestimmten Subjekten zu weisen. Politische Machtkämpfe nach dem Tod des Propheten führten allerdings viel zu schnell zu einer Umkehrbewegung. Der Mensch wurde nun wieder zum Objekt der Unterwerfung degradiert und zu bedingungslosem Gehorsam gezwungen. Daraus erwuchs nun eine gesellschaftliche Mentalität, die bis heute anhält. Der Autor des Buches, der in Beirut geboren, in Saudi-Arabien aufgewachsen und derzeit in Münster Leiter des Zentrums für islamische Theologie ist, spricht ungeschminkt

von einem „Verrat am Islam" durch die „falschen Anwälte Gottes", die sich der Religion skrupellos bedienen, um ihre eigenen brutalen Machtsysteme zu stützen und zu erhalten.

Das Kalifat, so führt Prof. Khorchide aus, sei in keiner Weise von Mohammed gewollt, sonst hätte er ja selber für seine Nachfolge Sorge getragen. Vielmehr sei die Vorstellung eines Herrschers, der als „Schatten Gottes", ja als „Vertreter Gottes auf Erden" regiert, eine Anleihe, die die muslimischen Machthaber bei Persern und Römern tätigten, und zwar um den Preis der Politisierung des Islams und der Islamisierung der Politik. Die weitere, viel zu sehr von Kampf und Blut geprägte Geschichte des Islam sei genau darauf zurückzuführen, so Khorchide, der im Übrigen bestreitet, dass Mohammed in Medina Staatschef gewesen sei. Die Aufgabe des Propheten habe vielmehr darin bestanden, in diesem ersten islamischen Gemeinwesen der Geschichte für ein gerechtes Miteinander unter den Menschen zu sorgen. „Nur ein Verkünder" sei Mohammed gewesen, so Khorchide, der auf Koransuren verweist, in denen Mohammeds religiöse Rolle als Verkünder klar unterstrichen wird, die aber auch ebenso klar eine politische Rolle des Propheten ablehnen.

Sogar der Koran, so Khorchide, wurde und werde zu einem Instrument der Unterwerfung des

Georg Spindler ist Diakon im Ehrenamt in der Gemeinde Rosenheim

Menschen missbraucht, indem er einseitig als Sammlung von Gesetzen und Vorschriften verstanden werde, was im Gesamt dieses Buches aber nur etwa 2 Prozent ausmache. Aus dem liebenden und dem Menschen zugewandten Gott wurde ein autoritärer und restriktiver Herrscher, gleichsam als Vorbild und zur Legitimierung für irdische autoritäre Herrscher und ihre Tyrannei.

Ausführlich geht der Autor auch auf den Begriff „Scharia" ein und erklärt, wie etwa seit 1970 dieser Begriff sowohl Islamisten wie auch säkularen Führern zu einem Mittel zur Rechtfertigung politischer Machtansprüche wurde. Das Wort „Scharia", ursprünglich als „Wegweisung" verstanden, entwickelte sich zu einem abstrakten Begriff, der eine starke Mobilisierungskraft besitzt und zur Bekämpfung jeglicher Andersdenkender benutzt werden kann. Ein eigentliches „islamisches Strafgesetz" sei, so Khorchide, in einem demokratischen Rechtsstaat nicht nötig. Die Wirklichkeit im Arabien des siebten Jahrhunderts verlangte andere Lösungen als unsere Welt heute.

Die Politisierung der koranischen Botschaft, die Herabsetzung der Frau, die Vergesetzlichung des islamischen Lebens und die Intoleranz gegenüber Andersdenkenden werden von Khorchide alle in einer Linie gesehen und mit einem Begriff bezeichnet: „Verrat am Islam durch falsche Anwälte". So wurde der Islam durch den Missbrauch des Koran und die Umwandlung der göttlichen Botschaft zu einer Herrschaftsreligion in eine Religion der Gewalt und des Krieges pervertiert; die durch den Koran ermöglichte Subjektwerdung des Menschen wurde umgedreht und der Mensch wieder zum Objekt zurückverwandelt. Ermöglicht wurde diese Pervertierung der Religion durch weitgehende Falschinterpretation vieler Texte, die unbedingt in ihrem historischen Kontext betrachtet werden müssten, statt sie ungeprüft auf heutige Situationen zu übertragen.

Das Wesen des Islam

Khorchide bleibt aber bei dieser negativen Analyse der Entwicklung seiner Religion nicht stehen, sondern öffnet im zweiten Teil des Buches die Sicht auf das eigentliche Wesen des Islam, den er als Angebot der Selbstfindung des Menschen versteht. Gottes Ruf laute: „Nicht ohne euch Menschen!" Am Beispiel der 2. Sure des Koran, in der Gottes Anweisung an die Engel berichtet wird, sich vor dem Menschen niederzuwerfen, beschreibt Khorchide den Wert und die Würde des Menschen. Die erste Sure des Koran, Al-Fatiha, wird als Angebot zur Selbstfindung des Menschen durch seine Beziehung zu Gott verstanden, die in sieben Dimensionen zu diesem Ziel führen will. Gott sei ein Liebender und suche Mitliebende; das sei die Botschaft des Koran, in dem von Anfang an Gott als der Erbarmende und Barmherzige begegnet.

In leidenschaftlichem Engagement fordert Khorchide ein bedingungsloses Nein zur Gewalt, die Gleichberechtigung der Frau, das Selbstbestimmungsrecht aller Menschen und setzt sich auch für die Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensformen ein. Der Islam könne nur dann als authentische Offenbarungsreligion ernstgenommen werden, so der Theologe, wenn den heutigen Muslimen die nicht verhandelbaren humanistischen Werte wieder mehr bewusst und dafür die heute angeblich wieder so wichtigen Fragen wie Kopftuch und Bart in ihrer Unwichtigkeit erkannt würden. Zu den nicht verhandelbaren Werten gehörten nach Khorchide das Bezeugen des Glaubens an den einen Gott auch durch entsprechendes Handeln, religiöse Toleranz und eine die ganze Menschheit umspannende Solidarität auf dem Weg zur Gottesgemeinschaft. Gottes Dienst ist Dienst an seiner Schöpfung – der Mensch ist die Hand der Liebe Gottes. So fasst Khorchide die Botschaft des Korans zusammen.

Durch die Lektüre dieses Buches wurde mir immer klarer, wie ähnlich Christentum und Islam einander sind, wie sehr manche Kritik auch für die Entwicklung des Christentums zutrifft, wie leicht Religionen missbraucht werden können und wie sehr gerade diese beiden Religionen aufeinander bezogen sind. Ich kann dieses Buch nur von Herzen empfehlen. Es sollte eine Pflichtlektüre für alle sein, die im interreligiösen Dialog stehen, aber auch für alle, die unsere große Schwesterreligion besser und tiefer verstehen wollen. ■

Heißer Sommer 1870

Unter Donner und Blitz geht das 1. Vatikanische Konzil zu Ende

VON VEIT SCHÄFER

Der Sommer 1870 in Rom war unerträglich heiß; im Umkreis der Stadt gab es damals noch Malaria. Die meist älteren Konzilsväter des seit Dezember 1969 tagenden Konzils litten schwer unter der Hitze. „Es ist unmöglich, dass man uns noch länger in Rom zurückhält, in diesem Augenblick, in den Bedingungen, in denen wir sind: erschöpft, leidend, krank, ohne Schlaf, die meisten miserabel untergebracht und versorgt, schlecht ernährt, von einem Tag auf den anderen dem Fieber ausgeliefert. Das heißt wirklich mit der Gesundheit und dem Leben von Menschen spielen", schrieb Bischof Dupanloup von Orléans und traf damit das verbreitete Unbehagen vieler seiner Kollegen. Ein guter Teil der Bischöfe litt aber nicht nur unter den physischen Belastungen, sondern mehr noch unter theologischen Skrupeln, was das vom Papst und dessen Anhängerschaft massiv angestrebte Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit betraf. Die Stimmung war nicht gut.

Umso dringlicher war es, das wichtigste, das eigentliche Vorhaben von Pius IX. so rasch wie möglich unter Dach und Fach zu bringen. Am 18. Juli 1870 war es dann so weit. Als die Konzilsväter sich am Morgen dieses Tages zur Abstimmung über das Dogma der Päpstlichen Unfehlbarkeit versammelt hatten, ging über der Peterskirche ein gewaltiges Gewitter mit Donner und Blitzen nieder. Der Sturm drückte ein Fenster ein und die Scherben

zerschellten am Boden. Als Papst Pius IX. nach der Abstimmung den Konzilsbeschluss bestätigen wollte, war es im Petersdom so dunkel geworden, dass man einen riesigen Leuchter herbeischaffen musste, damit er die Bestätigungsformel verlesen konnte. Viele der Konzilsväter mochten dieses Naturereignis als triumphale göttliche Bestätigung des Dogmas angesehen haben, andere betrachteten es eher als ein schlechtes Omen; sie sollten Recht behalten. Die Sitzung wurde ganz ungeplant zur letzten des I. Vatikanischen Konzils. Denn schon am Tag danach zeichneten sich am Horizont menschengemachte Gewitter mit Donner und Blitzen ab: Frankreich erklärte Preußen am 19. Juli 1870 den Krieg. Die ausländischen Bischöfe reisten aus Rom ab, wenn sie es nicht schon vor der Abstimmung getan hatten, um ihr zu entgehen. Zwar hatte Pius IX. die Bischöfe für November wieder nach Rom einbestellt. Aber in den folgenden Ereignissen ging das Konzil sang- und klanglos unter, ohne je formell abgeschlossen worden zu sein.

Kanonendonner beendet das Konzil – für immer

Der Grund der französischen Kriegserklärung an Preußen war eigentlich nichtig und ist nur mit dem übersteigerten Nationalismus zu erklären, der sich seinerzeit in Europa verbreitete: Spanien suchte einen neuen König, nachdem in der Revolution von 1868 die Königin Isabella II. abgesetzt worden war. Einer der Thronbewerber war der (katholische) Fürst Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, aus demselben Geschlecht wie die in Preußen regierenden protestantischen Hohenzollern. Die Aussicht, sozusagen von Hohenzollernfürsten umzingelt zu sein, wollte Frankreich nicht dulden und forderte nicht nur von dem Prinzen, sondern vom preußischen Hohenzollern-König Wilhelm ultimativ den Verzicht auf die Bewerbung. Leopold nahm schließlich seine Bewerbung zurück, aber das half nichts mehr. Nachdem Preußen der Aufforderung Frankreichs nicht nachkam, „für alle Zukunft“ eine Hohenzollern-Kandidatur auszuschließen, erklärte Paris den Krieg. Nicht ungelegen kam der Krieg dem preußischen Kanzler Bismarck, der die Vereinigung der deutschen Länder anstrebte und daher die Kandidatur Leopolds eifrig betrieben hatte. In den deutschen Ländern führte das französische Ansinnen bei Regierungen und Bevölkerung zu einer nationalen Aufwallung und so wurde auch diesseits des Rheins mobil gemacht. Die süddeutschen Staaten schlossen sich mit ihren Armeen dem Norddeutschen Bund an, mit dem sie schon Jahre zuvor geheime Militärbündnisse abgeschlossen hatten.

Kanonendonner beendet das 2. Französische Kaiserreich

Anders als die französische Regierung es sich vorgestellt hatte, entwickelten sich die Kriegshandlungen fast ausschließlich auf französischem Gebiet. In der ersten Augusthälfte siegte das vereinte deutsche Heer in mehreren Schlachten und konnte daraufhin weit nach Frankreich eindringen. Die Schlacht bei Sedan am 1. und 2. September 1870 entschieden die deutschen Truppen ebenfalls für sich. Das führte zur Kapitulation der französischen Armee und zur Gefangennahme des Kaisers Napoleon III.

Damit war auch das zweite französische Kaiserreich am Ende. Schon am 4. September wurde in Paris das Parlament gestürmt und die Republik ausgerufen. Der Krieg war damit allerdings nicht zu Ende. Die Regierung der nationalen Verteidigung setzte den Krieg fort, worauf die deutschen Truppen bis Paris vordrangen und ab 19. September die französische Hauptstadt vier Monate belagerten und ab Ende Dezember 1870 wochenlang mit Granaten beschossen. Erst gegen Ende Januar 1871 kam es zu einem Waffenstillstand, später zum Friedensschluss.

Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe

Kanonendonner beendet den Kirchenstaat

Indirekt hatte der französisch-deutsche Krieg eine weitere dramatische Folge: Nur zwei Monate nach seinem Triumph beim Konzil, der ihm die denkbar höchste Autorität in der Kirche – und wie die Verfechter der Unfehlbarkeit erhofften, auch in der Welt – verschaffen sollte,

erlitt Pius IX. die denkbar größte Niederlage seines Pontifikats und der weltlichen Herrschaft der Päpste überhaupt. Wegen des Kriegs gegen Deutschland zog Frankreich seine Schutztruppe aus dem Kirchenstaat ab. Die Truppen des geeinten Italien schossen am 20. September mit Kanonen eine Bresche in die Stadtmauer Roms und nahmen nach geringer Gegenwehr der päpstlichen Armee die Stadt ein. Auf Befehl Pius IX. wurden die Kämpfe rasch eingestellt, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, und sein General, der Badener Hermann Kanzler, unterschrieb in seinem Auftrag die Kapitulation. Der Kirchenstaat hatte nach 1114 Jahren endgültig aufgehört zu existieren. Pius IX. und seine Nachfolger betrachteten sich seither als Gefangene im Vatikan, bis 1929 nach einer Einigung mit Italien den Päpsten der souveräne Ministaat der Vatikanstadt zugestanden wurde. ■

Notaufnahme zu Corona-Zeiten

Vom Segen der Mensch-zu-Mensch-Kommunikation

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Die Menschen sind gereizt. Corona-Zeit – das Böse ist immer und überall und geht allen auf den Zwirn. Wir müssen aber trotzdem ins Krankenhaus in die Notaufnahme. Morgens um 8.30 stehen wir mit der akuten Einweisung des Hausarztes am Eingang, es droht ein brüllend heißer Tag zu werden. Der Security-Mann hält uns ein Messgerät vor die Stirn und bemängelt meinen Stoff-Mundschutz. Er gibt mir eine Filtertüte von Melitta,* die ich mir gehorsam überstülpe.

Drinnen in der Notaufnahme ist es wider Erwarten noch ganz ruhig, nur zwei Gestalten, ebenfalls mit Filtertüten als Maulkorb ausgestattet, sitzen stumm herum. Die eine wartet auf ihr Taxi und springt auf, als es kommt, die andere wird aufgerufen. Auch wir ziehen eine Nummer, in froher Hoffnung, bald dran zu kommen.

Die Aufnahme der Daten im Aquarium-Glaskasten Nr. 1 geht zügig vonstatten, wir werden alsbald nach nebenan ins Aquarium Nr. 2 geschickt. Dort erfolgt eine Art Anamnese und Symptomaufnahme. Dann beginnt das Warten.

Meine kranke Begleiterin, die nur drei Brocken Deutsch spricht, ist auf einen albanisch sprechenden Menschen angewiesen. Sie hat Angst, weiß nicht, was mit ihr los ist, spürt nur, dass es ernst ist. Ich kann diese Sprache nicht und begleite sie, damit sie nicht allein ist und um vom Arzt hinterher die Informationen für ihre Familie zusammenzutragen, die ihr dann später alles übersetzen soll.

Es dauert auch gar nicht lang, da wird sie aufgerufen von einer Krankenschwester. Ich springe mit auf, doch die Schwester bremst mich aus, wegen Corona. Da ich keine sprachliche Hilfe sein kann, muss ich allein weiterwarten, während meine Bekannte nun für die Prozedur von Blutentnahme und weiterer Diagnostik in den Tiefen des Krankenhaus-Betonkastens verschwindet. Sie weiß nicht, wie ihr geschieht, und muss vertrauen. Ich stelle mir das schlimm vor, in einem fremden Land krank zu sein, sich nicht verständigen zu können. Vor allem, da mein Eindruck ist, dass keiner heutzutage ein Wort zu viel verliert…

Warten!

Ich vertreibe mir die Zeit mit Däumchendrehen. Auf dem stumm geschalteten Fernsehbildschirm läuft eine Soap. Furchtbar. Ich schließe angewidert die Augen angesichts der rosig lächelnden Figuren in stummer Aktion. Eine Stunde später versuche ich den Kaffeeautomaten zu aktivieren. Leider funktioniert er nicht. Ich setze mich wieder auf die mit Absperrbändern verzierten knarzenden Stühle und suche mir den schweigsamsten aus. Inzwischen zeigt der Fernseher ein Vormittagsmagazin, in dem das Mittagessen gekocht wird. Die Notaufnahme füllt sich langsam.

Ein älterer Mann setzt sich, windet und krümmt sich vor Schmerzen und tappt eilig zur Toilette, wo er eine Zeitlang nicht mehr herauskommt. Ich überlege, ab wann ich nach ihm sehen sollte. Da kommt er wieder heraus. Er stöhnt weiter auf seinem Sitz und erinnert mich an Meister Böck aus Max und Moritz, Dritter Streich. „Hoch ist hier Frau Böck zu preisen! Denn ein heißes Bügeleisen, auf den kalten Leib gebracht, hat es wieder gut gemacht." Noch ein zweites Mal rast er zur Toilette, bis er dann aufgerufen wird. Ob auch dort gebügelt wird?

Ich versuche ein Telefonat. Kein Empfang. Auch die Internetleistung lässt zu wünschen übrig in diesem verschachtelten Betonkasten. Langsam habe ich den Eindruck, egal, wo man sich auf welcher Station befindet, die Fenster gehen immer in einen geschlossenen Innenhof. Ich gebe auf. Es ist *High Noon*. Im Fernsehen kommen Nachrichten. Meine Begleiterin bleibt verschwunden. Ich könnte ja mal etwas speisen. Ich sehe mich im Snack-Automaten um. Es kommen Salzstangen in Frage. Was ich für 80 Cent bekomme, sind eine kleine Handvoll Halme, laut Packungsangabe 40 Gramm.

Ich würge sie trocken hinunter. Dann entdecke ich das Tischlein deck dich, auf dem kostenlose Wasserflaschen vom Klinikum gestiftet werden, um die Durstigen zu tränken. Ich greife dankbar zu.

Es wird 14 Uhr. Von der Albanerin keine Spur. Ob sie noch lebt? Ich gehe mal nachfragen. Keiner weiß etwas. Ich wandere auf und ab. Ein Pfleger mit seinem Schützling aus einer Wohngruppe ist auch schon länger verlassen worden und wartet. Zu ihm kommt immerhin ein Arzt und setzt ihn vom Stand der Dinge in Kenntnis. Der Pfleger muss aber auch noch auf eine weitere Untersuchung warten. Er seufzt. Überstunden…

* Wirklich! Die Kaffeefirma Melitta in Minden hat Mund-Nasenschutz in Form von Filtertüten hergestellt und die erste Million davon an Krankenhäuser und Gesundheitspersonal gespendet. Diese Filter sind laut Melitta aber nicht zum Kaffeekochen geeignet.

Foto: Army Medicine, „Brooke Army Medical Center, the only DoD Level I Trauma Center", Flickr

Wir sind froh, dass die Notaufnahme „notaufnahmt“. Aber etwas Kommunikation wäre schon schön. Es wird 14.30. Da sucht mich ein Weißkittel. Wie sich herausstellt, ist er albanischer Assistenzarzt und hat sich seiner Landsfrau angenommen. Ich wäre ihm fast vor Glück um den Hals gefallen, der Mann ist wie ein Sechser im Lotto. Sie kann so verstehen, wie ihr geschieht. Er erwähnt, dass er erst seit zwei Monaten in Deutschland ist und erklärt mir in lupenreinem Satzbau, was mit ihr gemacht wurde und was noch zu machen ist. Er bittet mich, noch ca. eine Stunde zu warten. Dann entscheide sich, ob sie stationär aufgenommen werde oder ich mit ihr nach Hause könne zur ambulanten Weiterbehandlung. Ich denke, das kann ja heiter werden. Termine, die wir ambulant im Juni ausgemacht haben, laufen erst September/Oktober. Bis dahin kann es die Frau längst dahingerafft haben mit ihren ominösen Beschwerden…

Sprechen!

Exakt nach einer Stunde, es ist inzwischen 15.30 Uhr, erscheint er wieder. Die Bekannte solle übers Wochenende aufgenommen werden, es fehlten noch ein paar Untersuchungen. Ich stimme zu und frage, ob ich sie sehen kann. Er schaut mich lieb an, sieht die Taschen, die ich ihr geben muss und entscheidet, dass ich ohne Markierungsbändel am Arm mit in die heiligen Hallen treten darf, trotz Corona. Sie nimmt dankbar ihre Utensilien an, die der Arzt an die Bügel des Bettes hängt. So verabschiede ich sie, auch der Assistenzarzt winkt ihr mit einigen beruhigenden albanischen Abschiedsworten freundlich zu und geleitet mich hinaus.

Ich merke, was für ein Segen es ist, wenn Menschen miteinander sprechen. Persönliche Kommunikation, vor allem in verständlicher Sprache, beruhigt die Nerven. Dies kann auch Corona nicht zerstören, weil es immer noch Menschen gibt, die ein Herz haben, die zugewandt ihren Dienst tun. Ich trete nach geschlagenen sieben Stunden aus der Notaufnahme hinaus in die pralle Sonne. Ein Tag neigt sich dem Feierabend zu, und Corona hat uns nicht klein gekriegt. ■

Katholisch geht (auch) ganz anders!

Helfen Sie mit, das Profil unserer Kirche bekannter zu machen!

Liebe Abonnentinnen, liebe Abonnenten, liebe Leserinnen und Leser! Christen heute ist ein Aushängeschild unserer Kirche. Monat für Monat zeigt unsere Bistumszeitschrift in Wort und Bild in modernem, ansprechendem Stil und Layout alt-katholisches Profil und beweist, dass „katholisch (auch) ganz anders geht“. Die Redaktion besteht aus zwei Redakteuren und vielen freien Mitarbeitenden, die unserer Kirche angehören und meist in ihren Gemeinden beheimatet sind; sie arbeiten alle ehrenamtlich und unentgeltlich mit.

Wer nicht wirbt, wird vergessen

Es täte unserer Kirche und auch der Bistumszeitschrift selbst gut, wenn wir die Auflage von *Christen heute* vergrößern könnten, die derzeit bei 2500 liegt. Deshalb bitten wir sehr um Ihre Mithilfe, die Zahl der Abonnentinnen und Abonnenten kontinuierlich zu vergrößern. Bitte werben Sie bei Ihren Bekannten und Freunden, bei Menschen, mit denen Sie über religiöse und kirchliche Fragen ins Gespräch kommen, für ein Abo unserer Bistumszeitschrift. Es kostet jährlich 23 Euro inklusive Versandkosten.

Wenn Sie uns Namen und Anschriften von Interessierten nennen, werden wir diesen kostenlos drei Probeexemplare von *Christen heute* zuschicken. Bitte benutzen Sie dazu den folgenden Coupon oder schicken Sie die Angaben per E-Mail an versand@christen-heute.de.

Herzlichen Dank!

Ihr Redaktionsteam von Christen heute ■

hier ausschneiden

An Versand *Christen heute*
Osterdeich 1
25845 Nordstrand
versand@christen-heute.de

Bitte schicken Sie an die nachfolgenden Adressen drei Probeexemplare von *Christen heute*:

Frau/Herr

Straße, Hausnr.

PLZ, Ort

Frau/Herr

Straße, Hausnr.

PLZ, Ort

Frau/Herr

Straße, Hausnr.

PLZ, Ort

Frau/Herr

Straße, Hausnr.

PLZ, Ort

Christen heute

zur Liturgie

Zu Gestalt und Sprache der Liturgie

Darf oder muss gar die Sprache der Liturgie immer wieder angepasst werden? Und wenn ja, wie kann das geschehen? Können Schritte nur gemeinsam gegangen werden – und wenn ja, wer dann alles gemeinsam? Die in zwei Artikeln der letzten Ausgaben angesprochen Fragen haben zu sehr unterschiedlichen Reaktionen geführt. Christen heute *stellt hier in zwei grundsätzlichen Artikeln von Hans-Erich Jung und Walter Jungbauer die grundlegenden Positionen vor; dazu gibt es zum Thema noch zwei Leserbriefe auf Seite 37.*

VON HANS-ERICH JUNG

Hans-Erich Jung ist Priester im Ehrenamt in der Gemeinde Nordstrand

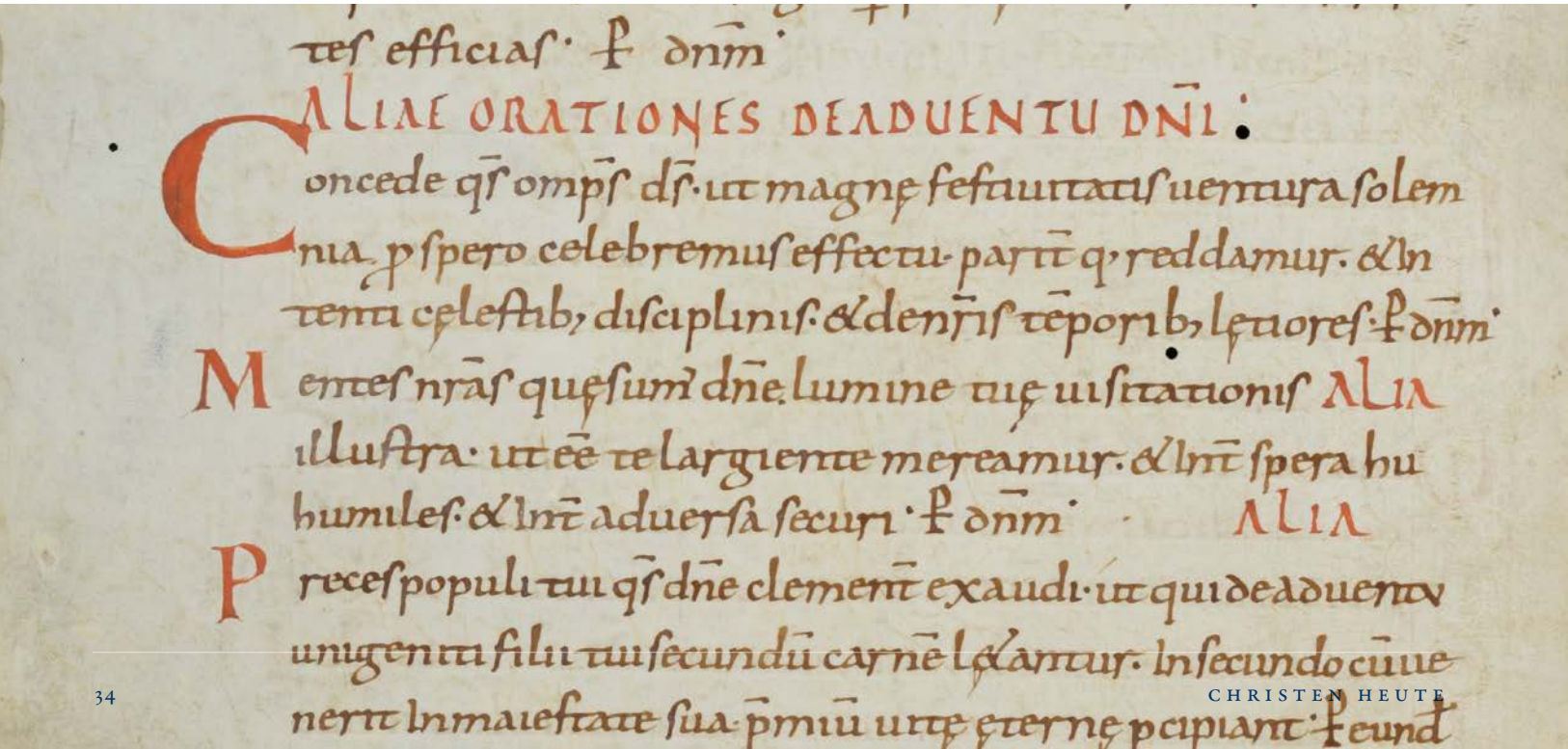
In *Christen heute* ist in den vergangenen Jahren immer wieder die Liturgie zum Thema gemacht worden. Es gab Berichte über Diskussionen in einzelnen Gemeinden, eine (noch unvollendete) Artikelreihe von Andreas Krebs zu Elementen der Eucharistiefeier, zuletzt eine „Ansichtssache“ und den Teil eines Artikels von Walter Jungbauer in *Christen heute* vom Juli/August 2020.

Hinter der Frage nach Gestalt und Sprache unserer Liturgie steht eine zum Verständnis von Kirche: Ist ihr „Wesen“ und die Art, wie dieses Wesen sich äußert, unwandelbar, weil Christus die Kirche so gewollt und gegründet hat, dann kann es nur einen Einheitskatholizismus geben. Liegt die Aufgabe der Kirche dagegen wesentlich in der Weitergabe der Botschaft Jesu vom Reich Gottes und jener von Jesus als dem Auferstandenen, dann kann die Kirche und die Art, wie sie diese Aufgabe umsetzt, nicht statisch sein. Sie ist dann die *semper reformanda*, die Kirche, die ständig reformiert werden muss. Sie muss sich also einlassen auf die jeweilige Zeit und ihre Anforderungen.

Bewahrung oder Veränderung, Tradition oder Reform, „statisch“ oder „dynamisch“? Achtet man auf die Ebenen von „Wesen“ und „Funktion“, entsteht keine Entweder-oder-Frage. Da aber die Liturgie eher der „Funktion“ zuzuordnen ist, wird deutlich, was gefordert ist.

Also einige Fakten, eingegrenzt auf die Eucharistiefeier, die für die allermeisten von uns Sonntag für Sonntag Ort der Erfahrung von Liturgie und wesentlicher Ausdruck unseres Kirche- und Gemeinde-Seins ist:

1. Alte liturgische Texte sind zunächst nichts anderes als Vorlagen – für den rhetorisch nicht so gewandten Leiter einer Eucharistiefeier, damit er sich an einen Text und dessen Struktur halten kann. Die *Traditio Apostolica* (vor 235), aus der die Vorlage für das Eucharistiegebet I in unserem Altarbuch stammt, lässt dem jeweiligen Vorsteher der Eucharistiefeier Freiheit in der konkreten Formulierung; „ob lang, ob kurz, je nach Fähigkeit“, entscheidend ist, dass es von gesunder Rechtgläubigkeit ist. So soll er sich in der Situation der konkreten Gemeinde dennoch „in Gemeinschaft mit der Kirche“ wissen können. Erst 393 schrieb eine Synode in Hippo vor, dass neue Eucharistiegebete „zensiert“ werden sollen, damit sie damals grassierende Irrlehren vermeiden. Und da das Christentum exakt zu der Zeit Staatsreligion wurde, wurde die Liturgie in Rom zum Maß (fast) aller Dinge. Nebenbei: Unser Altarbuch zählt mittlerweile dreiundzwanzig Hochgebete.
2. Das Stichwort „Vorlage“ gilt auch für die sogenannten Präsidialgebete, das sind das Gebet des Tages, das Gebet zur Gabenbereitung und das nach der Kommunion: Die ältesten Handschriften, wie etwa der Rotulus von Ravenna aus dem 5. Jahrhundert mit seinen Orationen für die Zeit des Advent, sind als Vorlagen gedacht. Es ist aber auffällig, dass diese Vorlagen immer stärker den strengen



Regeln römischer Rhetorik folgen, d. h. verschiedenen Varianten in Satzkonstruktion und Sprech-Rhythmus; das hätte sicher manchen Sprecher, wollte er, selbst mit Hilfe einer Vorlage, frei formulieren, überfordert. Es ist eine Rhetorik, die unserem heutigen Sprachgefühl keineswegs entspricht – was manche nur deswegen nicht stört, weil man es „katholisch" nicht anders gewohnt ist.

3. Die Messbücher der „gallikanischen Liturgie" – ein Sammelbegriff für die Kirchengebiete Frankreichs, Spaniens, Mailands und des irisch-keltisch-schottischen Bereichs zwischen dem 4. und 9. Jahrhundert – liefern Messformulare und Gebete in einer speziellen Form. Beispielhaft sei genannt das St. Galler *Sacramentarium triplex* (ein Dreifach-Messbuch, das verschiedene Traditionen zusammenfasst). Für den 1. Advent z. B. gibt es zwei Tagesgebete – und zum Ende der Messformulare für den Advent folgt eine Sammlung von nicht weniger als dreizehn möglichen weiteren Gebetstexten!

4. Erst ab der karolingischen Reform (9. Jahrhundert) versucht man eine Vereinheitlichung, letztlich aus politischen Gründen. Die gelingt aber nicht – bis zum Trienter Konzil (1545 bis 1563, also 16. Jh.), in dessen Gefolge das *Missale Romanum* erschien. Allerdings durften auch danach alle Liturgien, die belegen konnten, dass ihre Form älter als 200 Jahre war, bleiben: die Ambrosius-Liturgie in Mailand, die Mozarabische in Toledo, die Eigenliturgien der Dominikaner oder der Benediktiner...

5. Im Zusammenhang mit der Instruktion *Liturgiam authenticam* (2001) und darauf folgenden römischen Dokumenten zitiert die Zeitschrift *Christ in der Gegenwart* (im Juni 2013) den Kirchenvater Hieronymus. „Als ihn ein Diakon um eine Vorlage für einen feierlichen Osterlobpreis bat, wies er diesen darauf hin, ‚dass er dazu geweiht worden sei, Gebetstexte beziehungsweise Lobpreisungen selbst zu verfassen'. Die Weihe zur Gemeindeleitung befähigte also zum freien Vorbeten gemäß der rechten Lehre der Kirche und nicht zum bloßen Ablesen von Texten. Dies beschränkte sich keineswegs auf Randgebete, sondern betraf gerade auch die Eucharistie."

6. Meine Erfahrung aus der Studienzeit hat mir gezeigt: Offensichtlich gibt es zwei wesentliche liturgiewissenschaftliche Traditionen. Eine eher historisch ausgeprägte Richtung, mit Rom natürlich, aber auch anderen liturgischen Instituten. Die zweite, die ich in Paris am damals sogenannten *Institut Supérieur de Pastorale Liturgique* kennengelernt habe: Liturgie als Kernbestandteil der Seelsorge, also gestaltet und formuliert unter der Rücksicht der konkreten Gemeinde und ihrer Erfahrungen, ihrer Sprache, ihrer Denk- und Empfindungsweise. Man darf getrost Hieronymus einmal umdrehen: „Die Gemeinde braucht (und erwartet?) das freie Vorbeten gemäß der zentralen Botschaft des Christentums und nicht das bloße Ablesen von Texten."

7. Das heißt nicht, jedesmal alles „neu erfinden" zu müssen. Dennoch: Diese Orts-Gemeinde muss sich wiederfinden können in ihrem Gottesdienst – der nicht Dienst für und an Gott ist, sondern Gottes Dienst an uns. Liturgie ist nicht dadurch authentisch und „richtig", dass sie exakt den geltenden Vorschriften und Sprach-Regelungen folgt. Sie ist es dann, wenn sie Erfahrungen aufgreift und lebendig hält, „zu Wort bringt" und „entwickelt" – also „mit beiden Beinen in der Welt von heute stehend, das Evangelium, die frohe Botschaft Jesu Christi" (W. Jungbauer) verkündet und Realität werden lässt.

8. Was wäre ein Weg dazu? Eine Sprache, „die von den Menschen heute verstanden werden kann, die aber zugleich nicht banal, sondern poetisch ist", wie es Gerhard Ruisch in der Augustausgabe von *Christen heute* 2016 formulierte. „Poetisch", „Poesie" – von griechisch ποιεῖν *(poiein)* = machen, herstellen, bewirken. Offizielle liturgische Sprache ist oft ausgedörrt, formelhaft; weil sie in ihren Formeln so gewohnt ist, ist sie auch nicht mehr berührend und bewegend. Poetische Sprache macht etwas mit dem Menschen, bewirkt etwas in ihm, jenseits ausgedörrter Formeln.

Dafür darf man durchaus bei „den Dichtern", wie Annemarie Schnitt, Christa Peikert-Flaspöhler, Andreas Knapp, Wilhelm Bruners ..., nach Anleihen für „berührende" Formulierungen suchen. ■

Bild gegenüber: Creative Commons License Zentralbibliothek Zürich, Cod.43f.9v (www.e-codices.ch). Bild auf dieser Seite: Ted, „Priest Liturgy". Flickr.

Walter Jungbauer ist Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer der Gemeinde Hamburg

Gespräch und Verständigung sind das Fundament

VON WALTER JUNGBAUER

In einem Leserbrief auf meinen Beitrag „Zu viele Päpstinnen und Päpste“ in der Juli/August-Ausgabe von *Christen heute* hin schreibt Michael Glaab u. a., dass es bei den von ihm angeregten Änderungen in der Liturgie um „Sprache“ gehe und nicht um „Theologie“. Dabei übersieht er allerdings, dass der Begriff „Theologie“ ins Deutsche übertragen so viel heißt wie „Die Rede von Gott“. Jede Theologie ist Sprache. Und in der theologischen Sprache, die wir verwenden, drückt sich – hoffe ich – etwas von unserer Erkenntnis Gottes aus. So kommt in der explizit liturgischen Sprache unser Glaube zur Sprache. Und der Glaube soll uns ja als Gemeinschaft der Kirche verbinden, nicht trennen, weswegen eine gemeinsame Sprache und eine gemeinsame Verständigung über diese Sprache notwendig ist.

Zudem hat die Alt-Katholische Kirche eine bischöflich-synodale Struktur; wir sind also zusammen mit unserem Bischof gemeinsam auf dem Weg – das heißt das Wort „synodal“. Gespräch und Verständigung sind für mich dabei das Fundament, um überhaupt die gemeinsame Richtung zu finden und sich über diese zu einigen. Das gilt gerade für grundlegende Fragen z. B. der Liturgie in unserem Bistum.

Michael Glaab vertritt dagegen die Ansicht, dass der von mir geforderte breite theologische Diskurs – also das gemeinsam als Bistum synodal im Gespräch auf dem Weg sein – der m. E. vor Veränderungen u. a. in der Liturgie zu führen wäre, „die zuverlässigste Möglichkeit [sei], Erneuerungen abzuwürgen“. Wie soll aber denn dann an der Liturgie gearbeitet werden? In den einzelnen Gemeinden, so dass mit der Zeit lauter kleine Einzelkirchentümer entstehen und mittelfristig die übergemeindliche Gemeinschaft verlorenzugehen droht? Die für alle Geistlichen unseres Bistums verbindlichen liturgischen Texte werden nicht umsonst von der für das gesamte Bistum tätigen liturgischen Kommission erarbeitet, sowie von Bischof und Synodalvertretung als der synodal gewählten Kirchenleitung unseres Bistums herausgegeben.

Bischof Dr. Matthias Ring schreibt in seinem 2016 unter dem programmatischen Titel *„Ich + Wir“* erschienenen Hirtenbrief sehr treffend, dass es sich beim Glauben um ein sehr komplexes Spannungsfeld handelt, „bei dem auf der einen Seite der persönliche Glaube, das eigene theologische Suchen und Denken und die daraus resultierende persönliche ‚Glaubensarchitektur‘ steht, auf der anderen Seite der Glaube der Kirche, das Dogma, die Tradition, also die gemeinsame Glaubensgrundlage und der gemeinsam zu bekennende Glaube.“ Das werde insbesondere in der Liturgie klar, da hier alles zusammenkomme: „Der Glaube der Kirche in seinen oft Jahrhunderte alten Ausformulierungen und Inszenierungen und der jeweils persönliche Glaube der Mitfeiernden, die sich in der Feier mit ihrem Leben und ihre Glauben wiederfinden möchten.“

Die individuelle Glaubensarchitektur ist jeder und jedem selbst überlassen. Aber wenn es um das Gemeinsame, wie beispielsweise die Liturgie und den darin zur Sprache kommenden gemeinsamen Glauben der Kirche geht, bleibe ich dabei: Wenn wir Gemeinschaft bleiben wollen, müssen wir Veränderungswünsche, auch innerhalb der Liturgie, in der Gemeinschaft unseres Bistums und im intensiven und sorgfältigen theologischen Gespräch *miteinander* abwägen und vereinbaren. ■

Foto: John Grantham

Drei Leserbriefe erreichten uns zur Ansichtssache „Liturgie erneuern!“ in *Christen heute* 2020/7+8:

FÜR DEN LESERBRIEF, DEN ICH gern geschrieben hätte, hätte ich das Zwanzigfache der erlaubten Zeichen gebraucht. Deshalb jetzt kurz, aber deutlich und drastisch.

Was soll diese schreckliche Manie in manchen kirchlichen Kreisen, die Liturgie erneuern zu wollen? Hinter den uralten, wunderbaren Texten und Ritualen stehen viele Generationen von Menschen, die damit ihren Glauben intensiv erfahren, gelebt und bezeugt haben. Und wir wollen das besser machen? Änderungen wie in dem Artikel angedeutet führen am Ende doch nur zur Zerstörung der Schönheit und Musik der Liturgie. Und auch Widerspenstiges gehört nun mal auch zu unserem Leben. Ich will keine weichgespülte, kuschelige Liturgie, in der die sperrigen Texte einfach ausgeblendet werden.

Gefunden bei P D. James, *Death in Holy Orders:*

> *Is that what you want? A church without … humility in the face of the ineffable mystery and love of Almighty God? Services with banal hymns, a debased liturgy and the Eucharist conducted as if it were a parish bean-feast?*

NEIN: Genau das wünsche ich mir nicht. Ich wünsche mir keine Kirche … ohne Demut im Angesicht des unaussprechlichen Mysteriums und der Liebe des allmächtigen Gottes. Ich möchte keine Gottesdienste mit banalen Chorälen, einer abgewrackten Liturgie und die Eucharistie dirigiert wie ein Pfarrfest!

P.S.: Wie halten es denn die Juden, die Muslime, die Buddhisten und die Hindus mit den alten Texten und Feiern? Oder müssen nur die Christen dem Zeitgeist hinterher laufen?

Ute Lietmeyer
Gemeinde Hannover

MICHAEL GLAAB HAT MIT SEINEM Artikel ausgedrückt, was mich schon seit Jahren umtreibt. Wir haben im Jahr 2003 mit dem Gesangbuch *Eingestimmt.* ein neues und 2015 erweitertes Gesangbuch erhalten, um das uns viele Mitglieder anderer Kirchen wegen der zahlreichen zeitgemäßen Texte und „eingängigen“ Melodien beneiden. 2008 folgte mit *Gottzeit* die Einführung eines neuen Gebetbuches. Auch hier wurde Wert auf eine für alle verständliche Sprache gelegt. Zu bemerken ist, dass beide Bücher synodal, d. h. unter Beteiligung aller interessierten Kirchenmitglieder entstanden.

Eigentlich wäre nun die kritische Betrachtung der liturgischen Texte der nächste Schritt gewesen. Dass eine Sprache lebt und nicht statisch ist, weiß man. Nicht umsonst wurden im jetzt erschienenen Duden ca. 3000 Wörter und Begriffe neu aufgenommen und dafür viele veraltete, nicht mehr benutzte und damit kaum mehr verstandene gestrichen. Dieser Vorgang darf auch vor einer Religionsgemeinschaft nicht Halt machen. Gerade eine kleine Kirche wie die unsere ist darauf angewiesen, dass sie auch in der Liturgiefeier mit der Zeit geht und mit ihren Texten für alle sinnvoll und verständlich bleibt.

Ich hoffe sehr, dass der Anstoß von Herrn Glaab, unsere Liturgie kritisch zu überprüfen und Texte gegebenenfalls auch zeitgemäß zu ändern, auf fruchtbaren Boden fällt.

Peter Riedel
Gemeinde Frankfurt

DER ANSICHTSSACHE VON Michael Glaab, die sich mit dem Reformbedarf unserer Liturgie befasst, kann ich nur zustimmen. Die Notwendigkeit, liturgisch neu und anders zu sprechen, betrifft ja nicht nur die Sprache bzw. einzelne Formulierungen, sondern durchaus auch die Inhalte, die diese transportieren. M. Glaab nennt dafür u. a. das „Lamm Gottes“ und das „Herr, ich bin nicht würdig“ als Beispiele theologischer Knackpunkte. Dass wir hier bereits Alternativgebete nutzen können, löst aber das grundsätzliche Problem nur halbherzig. Das ist, als füllten wir den neuen Wein des Reiches Gottes mal in die alten, mal in neue Schläuche.

Wie sollte Liturgie nicht von den theologischen Suchbewegungen der Gegenwart tangiert sein? Darf sie die immer drängender gestellte Gottesfrage, das Ringen um Plausibilität und tastende Antwortversuche ignorieren? Oder kann sie den Glauben einfach voraussetzen, und wenn ja, welchen? Den der Kirche… einer statischen oder einer, die immer im Werden ist? Dass es in Aschaffenburg (und anderswo auch?) eine Liturgie-AG gibt, ist ein Hoffnungszeichen dafür, dass Gemeinde weder nur „konsumiert“ noch für Fragen ihres gemeinsamen Feierns nicht zuständig ist.

Oranna Naudascher-Wagner
Schwerin, Gemeinde Berlin

Leserbrief zum Artikel „Lug und Trug“ von Georg Spindler, *Christen heute* 2020/9:

LEIDER MUSS DER WESTEN DIE bösen Diktatoren nicht erst erfinden: Saddam Hussein, Assad, die Taliban und andere haben tatsächlich Verbrechen von unvorstellbarer Bestialität begangen, das Massaker von Srebrenica hat wirklich stattgefunden. Wer dieses unsägliche Leid anerkennt, kann trotzdem gegen militärische Interventionen des Westens sein. Aber er wird aufrichtigerweise nicht behaupten zu wissen, dass solche Interventionen ausschließlich wirtschaftlich motiviert seien. Auch wüsste ich gerne, woher Spindler seine Behauptung nimmt, dass der Westen islamistische Terrorgruppen unterstütze. Hat er dafür einen Beleg aus einem der Medien, die der von ihm empfohlene „Medienkompass“ als seriös einstuft? Der Westen hat viele Fehler gemacht, aber er ist nicht an allem schuld. Die Wirklichkeit ist kompliziert. Wenn wir nicht differenzieren, schlagen wir allen ins Gesicht, die nicht in unser Weltbild passen. Die einen würden zu gern das Leid der Palästinenser unterschlagen, das Spindler zurecht sehr erschütternd und authentisch in der Juli-Ausgabe von Christen heute dargestellt hat, aufrichtigen Dank dafür. Aber uns darf auch das Leid der Opfer palästinensischen Terrors nicht kalt lassen. Unmenschlichkeit hat viele Gesichter.

Gregor Bauer
Gemeinde Wiesbaden

Terminvorschau

Bei den Terminen bitte beachten:
Auf Grund der Ausbreitung des Corona-Virus COVID-19 wurden mittlerweile zahlreiche Termine abgesagt. Wie sich die Lage ab Mitte September weiterentwickelt, war zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses noch nicht absehbar. Machen Sie sich daher bitte vorab bei den Veranstaltenden kundig, ob die angekündigte Veranstaltung stattfinden kann. *Die Redaktion*

23.–25. Oktober	**Ökumenisches Bibelwochenende** Bernried
4.–7. Dezember	**Tage der Einkehr** mit Erzbischof em. Dr. Joris Vercammen Benediktinerabtei St. Willibrord Doetinchem
30. Januar ◂	**Dekanatsversammlung Südwest** Karlsruhe
26. Februar, 18 Uhr	**Chrisam-Messe,** Namen-Jesu-Kirche, Bonn
20. März ◂	**Landessynode Südwest,** Freiburg
16.–17. April	**Treffen des Internationalen Arbeitskreises Alt-Katholizismus-Forschung,** Bonn
22.–27. April	**Gesamtpastoralkonferenz 2021** bis zum 24. April gemeinsam mit den Geistlichen im Ehrenamt, Neustadt an der Weinstraße
29. April – 2. Mai	**baj-Jugendfreizeit mit Bischof Matthias Ring –** Ring Frei, Runde 10, Neckarzimmern
12.–16. Mai	**3. Ökumenischer Kirchentag** Frankfurt am Main

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◂ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Erscheinungsweise
monatlich

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantw.)
Ludwigstraße 6, 79104 Freiburg
Telefon 07 61/3 64 94
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Walter Jungbauer (Termine)
E-Mail termine@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Telefon 0 48 42 / 4 09
E-Mail versand@christen-heute.de

Abonnement
Inland 23,– € inkl. Versandkosten
Ausland 29,50 €

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Design, Schriftsatz und Bildbearbeitung
John L. Grantham
E-Mail john@xanity.de

Fotomaterial
Alle Fotos von **Flickr.com** und **Wikimedia Commons** werden unter der *Creative Commons License* (CCL) für nichtkommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen
Web www.steinmeier.net
Die Druckerei arbeitet mit Öko-Farben und Öko-Strom aus 100 % Wasserkraft.

ISSN
0930–5718

Nachrichtendienste
epd, KNA

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben
5. Oktober, 5. November, 5. Dezember

Nächste Schwerpunkt-Themen
November
Kirche & Kommunismus
Dezember
Christus, die Sonne unseres Heils
Januar
Zukunft der Gemeinde

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Redaktioneller Hinweis
Christen heute ist ein Forum von Lesenden für Lesende. Die in *Christen heute* veröffentlichten Texte und Artikel sowie die Briefe von Leserinnen und Lesern geben deshalb nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder.

Bitte wenden Sie sich in allen Fragen zum Abonnement an den Vertrieb, nicht an die Redaktion!

Bete nicht um leichtere Last, sondern um einen stärkeren Rücken

TERESA VON ÁVILA (1515 – 1582)
GEDENKTAG 15. OKTOBER

← fortgesetzt von Seite 2

Kirchenaustritt gesellschaftlicher Megatrend

HINTER DEN STEIGENDEN KIRchenaustrittszahlen sieht der Ratsvorsitzende der *Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)*, **Heinrich Bedford-Strohm**, einen gesellschaftlichen Megatrend, den die Kirchen gar nicht oder nur sehr bedingt beeinflussen können. Früher sei eine Kirchenmitgliedschaft mit sozialem Zwang verbunden gewesen, weil Menschen ihren Eltern oder Großeltern einen Austritt nicht zumuten wollten. Heute sei es eher umgekehrt, und gerade junge Leute müssen sich manchmal schon eher dafür rechtfertigen, dass sie in der Kirche sind.

Missio alarmiert wegen Hexenwahn und Folter weltweit

DAS RÖMISCH-KATHOLISCHE Hilfswerk *Missio* zeigt sich alarmiert wegen wachsender Zahlen von Gewalt und Folter im Zusammenhang mit dem Glauben an Hexen weltweit. In mindestens 36 Ländern würden Menschen als vermeintliche Hexen beschuldigt, verfolgt und in vielen Fällen getötet, erklärte Missio-Präsident **Dirk Bingener**. In einer Studie des Steyler Missionspriesters **Philip Gibbs** steht der Fall von Christina aus dem Jahr 2012 im Mittelpunkt, die in Papua-Neuguinea als vermeintliche Hexe beschuldigt und über Tage gefoltert wurde. Es sei unerlässlich, dass sich in allen betroffenen Staaten neben Hilfsorganisationen auch staatliche Stellen für eine Beendigung des Hexenwahns und für eine breit angelegte Bewusstseinsarbeit einsetzten. Missio fordert auch eine stärkere Beachtung des Phänomens in der Menschenrechts- und Entwicklungszusammenarbeit, da der Glaube an Zauberei und Hexerei derzeit in vielen Ländern wieder auflebe. Die Uneinigkeit der Kirchen beeinträchtige dabei die Entwicklung effektiver Gegenstrukturen. „Es gibt weiterhin verwirrende Meinungsunterschiede in Bezug auf die Quelle des Bösen, wenn jemand der Hexerei beschuldigt wird", bilanziert Gibbs. Er fordert eine eindeutige und einheitliche Positionierung der Kirchen.

Umstrittener Bremer Pastor Olaf Latzel darf weiter predigen

DER WEGEN VOLKSVERHETZUNG von der Bremer Staatsanwaltschaft angeklagte Pastor **Olaf Latzel** wird weiter in der St.-Martini-Gemeinde in der Innenstadt predigen. Dies sei das Ergebnis eines Dienstgespräches, das die Kirchenleitung mit dem Theologen geführt habe, wie die *Bremische Evangelische Kirche* mitteilte. Latzel werde seinen Dienst wieder aufnehmen und habe sich „insbesondere zu einer Mäßigung im Rahmen seines Verkündigungsauftrags verpflichtet", hieß es. Das kirchliche Disziplinarverfahren bleibe von dieser Vereinbarung jedoch unberührt, hieß es weiter. Es bleibe weiterhin ausgesetzt, bis das Strafverfahren gegen den Pastor abgeschlossen ist. Der Theologe hatte gesagt, Homosexualität stehe gegen die göttliche Schöpfungsordnung. Er warnte vor einer „Homolobby": „Überall laufen die Verbrecher rum vom Christopher Street Day. Der ganze Genderdreck ist ein Angriff auf Gottes Schöpfungsordnung, ist teuflisch und satanisch."

Corona-Pandemie verschärft Hungersnot

DIE HILFSORGANISATION *SAVE THE Children* zeigt eine weitere Verknappung von Nahrungsmitteln im subsaharischen Afrika an. Bis Jahresende drohten 67.000 Kinder zu verhungern, heißt es in einem Bericht. Ein besonders hohes Risiko hätten Kleinkinder. Bis 2030 könnten 433 Millionen Menschen auf dem Kontinent unterernährt sein. Gründe für die verschlechterte Lage sind Überschwemmungen, in Teilen des Kontinents Heuschreckenschwärme, steigende Lebensmittelpreise sowie Flucht und Vertreibung. Auch habe die Corona-Pandemie dazu beigetragen, dass vielerorts die Wirtschaft eingebrochen sei, Menschen ihre Einkommensmöglichkeiten verloren hätten und kein Geld mehr für den Besuch von Ärzten und Krankenhäusern vorhanden sei.Bereits vor der Pandemie litten 2,6 Millionen Kinder im östlichen und südlichen Afrika an schwerer akuter Unterernährung. Nach Einschätzung des *Welternährungsprogramms der Vereinten Nationen (WFP)* werden in West- und Zentralafrika bis Jahresende voraussichtlich 15,4 Millionen Kinder unter fünf Jahren davon betroffen sein.

Hostienbäckerei stellt Weinhostien her

DIE HOSTIENBÄCKEREI IM FRÄNKIschen Neuendettelsau hat eine Weinhostie auf den Markt gebracht. Weil in Corona-Zeiten beim Abendmahl in evangelischen Kirchen das gemeinsame Trinken aus einem Kelch wegen hygienischer Bedenken nicht möglich ist, sei man auf die Idee gekommen, einen Teil des Wassers im Teig durch Wein zu ersetzen, erklärte die Leiterin der Hostienbäckerei, die Oberin der *Neuendettelsauer Diakonissen*, **Erna Biewald**. Die Weinhostie sei ein zusätzliches Angebot, „denn wir guten Protestanten sind so daran gewöhnt, ein Abendmahl in Verbindung mit dem Wein zu sehen", sagte sie. Die Gottesdienstbesucher sollen sich am Altar der Reihe nach ihre Weinhostien abholen, danach gehen sie wieder zurück an den Platz. Die Hostie packt man aus und nimmt sie dann ein, wenn der Pfarrer mit einem Bibelwort dazu einlädt. „Damit entsteht wieder ein Gemeinschaftsgefühl", sagte Biewald.

Kirchliches Seenotrettungsschiff „Sea-Watch 4" im Einsatz

DAS SEENOTRETTUNGSSCHIFF „Sea-Watch 4" ist Mitte August zu seinem ersten Einsatz im Mittelmeer aufgebrochen und hat bereits nach wenigen Tagen 353 Menschen gerettet. Das ehemalige Forschungsschiff wurde im Januar überwiegend aus kirchlichen Spenden finanziert. Es wird von *Sea-Watch* und *Ärzte ohne Grenzen* im Auftrag des zivilen Bündnisses *United4Rescue* betrieben. Dem Bündnis, welches von der *EKD* gegründet wurde, gehören mittlerweile mehr als 550 Organisationen und Unternehmen an. Der Ratsvorsitzende der *EKD*, **Heinrich Bedford-Strohm**, betonte in diesem Zusammenhang die Dringlichkeit der zivilen Seenotrettung. Er nahm Bezug auf den Tod des syrischen Jungen **Alan Kurdi**. „Wer besser verstehen will, warum wir die zivile Seenotrettung so aktiv unterstützen, muss sich noch mal der Härte eines Bildes aussetzen, das heute genau vor fünf Jahren an einem türkischen Strand entstanden ist und das um die Welt gegangen ist", betonte der bayerische Landesbischof. Das Foto von 2015 zeigt den toten Jungen, bekleidet mit rotem T-Shirt und blauen Shorts, auf dem Bauch liegend am Strand. ■

Wir stehen auf den Schultern von Verbrechern

Zum Sturz von Kolonialisten-Denkmälern

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Vielfach fallen derzeit in der westlichen Welt Denkmäler von Männern der Geschichte, weil sie mit Kolonialismus und Sklaverei in Verbindung gebracht werden. Vormals waren es Helden, die das heutige Amerika und Europa „groß" gemacht haben. Was ist passiert?

Dass sich neuerdings ein so großer Hass in einer Revolte entlädt, hat mit aufgestauten Energien zu tun, die sicher auch von den persönlichen Einschränkungen durch die Corona-Pandemie verursacht wurden, die den Menschen seit mindestens einem halben Jahr Disziplin abverlangt und ihren Unmut schürt. Dazu kam der alltägliche Rassismus in den USA, der – sollte man sagen: endlich? – eine Welle der Sympathie für unterdrückte und benachteiligte Schwarze auslöste, leider durch einen erneuten gewaltsamen Tod, nämlich den von George Floyd. Das Fass läuft über. Die *„Black Lives Matter"*-Bewegung holt die Gründer des Kolonialismus vom Sockel, und auch in Europa machen aufgebrachte Menschen mit. Was soll man davon halten?

Zunächst einmal: Man hat es immer gewusst, aber nie beachtet. Wir sind Kinder des Kolonialismus und damit ist automatisch der Rassismus auch in viele von uns eingepflanzt. Die Zeit musste reif werden, und es ist gut, dass neuerdings über Rassismus und seine Ursachen gesprochen wird. Doch einfach Denkmäler zu stürzen, erweist dem Gedächtnis der Menschheit keinen guten Dienst. Hier entledigt sich ein Mob seiner Aggressionen. Ein Ventil ist gefunden, man kann mit dem Finger auf Figuren zeigen, die unser aller Wohlstand (auf Kosten anderer) ermöglicht haben. Jetzt aus dem bequemen Sessel heraus aufzuspringen, wo man nichts zu verlieren hat, ist wohlfeil.

Wo bleiben die Konsequenzen eines jeden und jeder einzelnen? Etwa auf Abschaffung einer weltweiten Politik zu bestehen, die moderne Sklavenhaltung in Billiglohnländern, unwürdige Mindestlöhne, Raubbau von seltenen Erden und ihr gesundheitsschädigenden Abbau in armen Ländern bevorzugt, und zwar für unsere E-Auto-Batterien und regelmäßig neu gekauften Smartphones?! Die billigen Rosen aus dem Supermarkt, die Fleischberge auf dem Grill, die Flug- und Schiffsreisen, die ganzen „Schnäppchen", die wir uns nicht entgehen lassen wollen, sind alle auf einem System der Ungerechtigkeit aufgebaut, in dem die einen sich krank schuften müssen, die anderen vielleicht mal etwas spenden, um ihr Gewissen zu beruhigen. Und Umweltzerstörung und Tierleid sind dabei noch gar nicht benannt.

Nein, wenn schon, dann richtig! Dann einen Welthandel unter ethischen Bedingungen fördern und fordern. Und selbst dazu beitragen!

Und was das Abreißen von Denkmälern betrifft: Besser wäre es, was z. B. die Historikerin Bettina Brockmeyer (Universität Hamburg) im Deutschlandfunk anregt, nämlich entsprechende Denkmäler nicht unkommentiert stehen zu lassen, sie umzudeuten bzw. als Kunstprojekte nutzen.

Dem ist zuzustimmen. Dadurch würden viel mehr Menschen sich der vielfältigen Beziehungen und Geflechte von Gewalt und Ungleichbehandlung bewusst, von denen sie immer noch tagtäglich umgeben sind und profitieren, ja, die sie durch ihr unbedachtes Verhalten und Denken mit fördern. Die Zeit ist reif – alles kommt ans Licht der Bewusstheit, und so bleibt zu hoffen, dass wenigstens so der Tod vieler versklavter, ausgebeuteter, unterdrückter und ermordeter Menschen durch die Jahrhunderte nicht umsonst gewesen ist.

Und es wird noch viel mehr ans Licht kommen müssen, denn grundsätzlich hat sich an unserer westlich-ausbeuterischen Haltung in Handel und Natur nicht viel verändert. Nur, dass „Entwicklungsländer" wie China, Indien, Südamerika jetzt nachziehen, die gleichen Fehler für sich beanspruchen. Auch das gehört zu den Folgen von Ungerechtigkeit.

Denkmäler verschwinden zu lassen, hieße, einfach unsere Wurzeln auszureißen. Denn man sagt nicht umsonst: Aus den Augen, aus dem Sinn. Wir müssen uns eingestehen, dass überall dort, wo wir nicht die Zusammenhänge hinterfragen, wir mitschuldig werden können an Ausbeutung, die ein Zeichen von mangelnder Gerechtigkeit und einem Gefühl von Ungleichheit aller Lebewesen ist. Gerade uns Christ*innen lehrt unser Glaube etwas anderes, auch wenn die Missionierung in früheren Jahrhunderten ein ganz eigenes Kapitel von Hochmut und Überheblichkeit in der Geschichte der Kirche ist. Auch das kommt vielleicht eines Tages noch viel deutlicher ans Licht, als uns die Gegenbewegung des Islamismus derzeit spüren lässt. ■